

Sebastian Prothmann

Man nannte ihn »Fufubronik«

Erfahrungen eines Freiwilligendienstes in Ghana



Das Buch

Mit 20 Jahren fällte Sebastian Prothmann die wohl entscheidenste und ihn prägendste Entscheidung. Er beschloss, für ein halbes Jahr nach Ghana zu gehen, um dort in einem Hilfsprojekt als Englischlehrer zu arbeiten. Die Erfahrungen auf einem anderen Kontinent in einer völlig fremden Kultur, die er dort im Zusammenleben mit den Menschen gemacht hat, sowie seine Reisen, die ihn an die Küste, zu ehemaligen Kolonialstützpunkten und pulsierenden Städten, aber auch zu unberührten Dörfern im Landesinnern, in den Norden des Landes bis zur Grenze nach Burkina Faso als auch nach Togo und Benin führten, sind in diesem Buch zusammengefasst.

Über den Autor

Sebastian Prothmann wurde 1983 in Nürnberg geboren.

Er wuchs in Oldenburg auf. Nach dem Abitur 2003 zog es ihn zunächst nach Nürnberg zum Zivildienst. Nach Ableistung des Zivildienstes arbeitete er für ein halbes Jahr in Ghana als Englischlehrer in einem Projekt des Deutsch-Ghanaischen Freundschaftskreises München.

Seit dem Wintersemester 2004/05 studiert Sebastian Prothmann in Göttingen Geographie als Diplomstudiengang mit den Nebenfächern Ethnologie und Soziologie.

Inhaltsverzeichnis

I. Einleitung

1. Meine Entscheidung nach Ghana zu gehen.....	4
--	---

II. Ghana

1. Landeskundliche Informationen.....	7
2. Das Ghana-ABC.....	11

III. Akwaaba, willkommen in Ghana!

1. Kulturschock.....	17
2. Accra, Ghanas Hauptstadt.....	21
3. Kumasi.....	25
4. Denchemuoso.....	28
5. Das Projekt.....	30

IV. Alltag

1. »The Ghanaian Way of life«.....	32
2. Das ghanaische Essen.....	35
3. Fufubroni als Englischlehrer.....	37
4. Ein typischer Arbeitstag in Denchemuoso.....	39

V. Meine Reisen

1. Mein Trip nach Togo und Benin.....	44
2. Zwei Deppen in Ghana (Eastern Region).....	59
3. An der Küste I.....	62
4. Das Bretterbudenviertel in Accra.....	65
5. Ausflug in die Berge des Kwahu Plateaus.....	66
6. Ab in den Norden I (Tamale, Bolgatanga).....	68
7. An der Küste II (Takoradi und Umgebung).....	73

8. Werbetour in Anyinasu (Ashanti Region).....	79
9. Florians Abschied & Ab in den Norden II (Upper West).....	87
10. Fazit meiner Reisen durch Ghana.....	98

VI. Schlechte Erfahrungen

1. Die tropischen Krankheiten.....	100
2. Heimweh.....	110
3. Das »Obroni-Gebrüll«.....	113
4. Ein mieser Tag.....	115

VII. Die letzten Tage & Abschied nehmen

1. Abschied aus meiner afrikanischen Heimat.....	122
2. Rückkehr nach Europa.....	125

VIII. Fazit

1. Die beste Erfahrung meines Lebens.....	129
---	-----

Kontakt	133
----------------------	------------

I. Einleitung

1. Meine Entscheidung nach Ghana zu gehen

Schon während meiner Schulzeit habe ich mich für fremde Kulturen und besonders für Afrika interessiert. Angefangen in der Zeit, als ich noch die Oberstufe besuchte und neben Französisch den Leistungskurs Geographie belegt habe, und dann verstärkt während meines Zivildienstes in Nürnberg, als ich mich auch für den Diplomstudiengang Geographie in Göttingen entschieden habe, wuchs in mir der Gedanke, für längere Zeit nach Afrika zu gehen. Zudem war es für mich total abwegig und schlichtweg zu langweilig, dort zu verharren, nämlich in Oldenburg, wo ich aufgewachsen bin. Ich wollte raus, die große weite Welt sehen, etwas völlig Anderes erleben und dabei gute und schlechte Erfahrungen sammeln. Nach dem ABI ist ohne Zweifel die beste Zeit für solche »Ich will hier weg«-Bestrebungen.

Bei mir war die Devise nach dem ABI klipp und klar. Nichts wie raus aus Oldenburg! Trotz meiner damaligen Freundin in Oldenburg habe ich es gewagt, wegzu ziehen, und ich habe es bis heute nicht bereut.

Mein Weg führte mich zwar nicht gleich ins Ausland, doch laut Meinung meiner Freunde befand ich mich nach dem Umzug bereits jenseits deutschen Territoriums. Mich zog es in meine fränkische Wahlheimat Nürnberg, ca. 600 Kilometer entfernt von Oldenburg. Für meine Leute daheim ganz klar Bayern, das für sie Ausland suggeriert. Neun Monate lang habe ich hier als Zivildienstleistender meine Arbeit in der Wohnungslosenhilfe der Stadtmission Nürnberg genossen mit all seinen guten Seiten, die das Dasein eines Zivildienstleistenden so mit sich bringt.

Es war sehr interessant einmal im sozialen Bereich tätig zu sein, doch habe ich herausgefunden, dass der soziale Bereich nicht so ganz mein Fall ist.

Da ich mir fast den gesamten Urlaub aufgespart hatte, stand einem nahtlosen Übergang in das Studium der Geographie zum Sommersemester in Göttingen nichts mehr im Wege, so dachte ich es mir jedenfalls. Aber wie es im Leben so ist und was gerade auch das Spannende am Leben ausmacht; es kommt immer anders als man denkt. Der von mir präferierte Studiengang wurde ausschließlich zum Wintersemester angeboten.

Ich musste also warten, sechs Monate in irgendeiner Art und Weise überbrücken, bis der kalte Herbst wieder da ist und sich die Pforte der Universität auch mir öffnen sollte.

Ich wollte das mir zur Verfügung stehende halbe Jahr möglichst sinnvoll gestalten.

Gammeln?

Auf keinen Fall!

Praktika?

Sprachkurse in Frankreich oder England?

Afrika?

Eine Entscheidung war schnell getroffen, sie fiel auf Letzteres.

Die nächsten Tage galten der Recherche. Das Internet wurde nach Organisationen für Freiwilligendienste in Afrika durchforstet. Mein Fokus hierbei waren die relativ ruhigen und politisch stabilen Länder im westafrikanischen- und zentralafrikanischen Raum, bei denen man sich um eine Rückkehr von mir in ganzen Stücken keine Sorgen machen musste. Den nordafrikanischen Staaten, bzw. dem arabischen Kulturraum, Südafrika und Ostafrika galt mein Interesse überhaupt nicht. Ich hatte schon Vieles über die Elfenbeinküste erfahren, doch war und ist dieser Flecken Westafrikas aufgrund des immer noch herrschenden Bürgerkrieges für einen Aufenthalt viel zu gefährlich. Ich persönlich war besonders an den Ländern interessiert, über die in den Medien so gut wie gar nicht berichtet wird, die also touristisch nicht interessant sind.

Ich bekam einen Kontakt zu einem seit über 20 Jahren in München wohnenden Ghanaer, Herrn Albert Osei-Wusu, der ein Projekt in einem Dorf in der Nähe der zweitgrößten Stadt Ghanas, Kumasi, gegründet hat.

Ein sonntäglicher Anruf bei diesem führte zu einer Einladung zu ihm nach München für den nächsten Abend.

So machte ich mich am Montag, dem 9. Februar nach der Arbeit auf den Weg in die bayrische

Landeshauptstadt. Einer sehr herzlichen Begrüßung durch Albert Osei-Wusu folgte ein langes Gespräch, viele Informationen und einige Bilder vom Projekt. Er erklärte mir, dass ich die Möglichkeit hätte, als Englischlehrer in dem Projekt zu arbeiten. Nach einer ausführlichen Bedenkzeit, die bei mir ungefähr eine Nacht lang dauerte, sagte ich ihm zu.

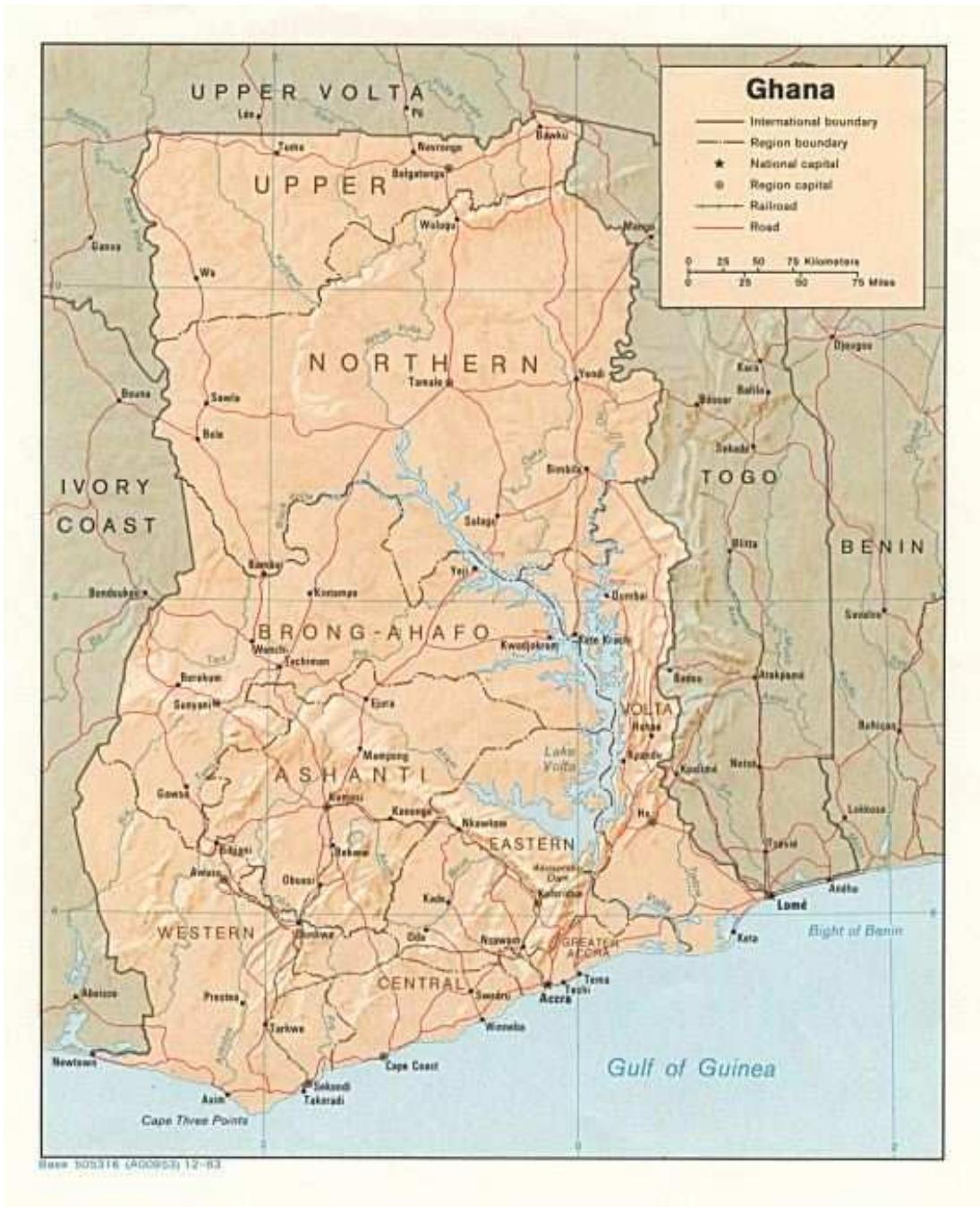
Am gleichen Tag, exakt zwei Monate später, ging es auch schon los.

In der Zwischenzeit hatte ich mich noch des öfteren mit Herrn Osei-Wusu getroffen und mich durch halbwegs seriöse Quellen (Internet) und einen Reiseführer über Ghana informiert. Meine Familie und meine Freunde waren ganz begeistert von meiner Idee, nach Ghana zu gehen, und unterstützten mich in meiner Entscheidung.

Am Freitag, dem 09.04.04 um 11.20 Uhr gab es kein Zurück mehr. Ich befand mich im Flieger, bereit meinen Kulturkreis zu verlassen, und in einen ganz neuen, mir völlig fremden Kulturkreis einzutauchen.

II. Ghana

1. Landeskundliche Informationen



Die Republik Ghana:

Die Republik Ghana liegt in Westafrika begrenzt von Togo im Osten, Burkina Faso im Norden und der Elfenbeinküste im Westen. Seine Küste am Atlantischen Ozean ist ca. 540 km lang. Die Hauptstadt Accra (ca. 2 Millionen Einwohner) liegt direkt am Meer. Die zweitgrößte Stadt Ghanas, Kumasi (ca. 900 000 Einwohner) liegt im Inneren des Landes, ca. 270 km von Accra entfernt. Sie ist die Hauptstadt der Ashanti Region.

Die Bewohner Ghanas:

Ghana hat ca. 20,7 Millionen Einwohner. Seit der Unabhängigkeit im Jahre 1957 hat sich die Bevölkerung verdreifacht. Die Amts- und Unterrichtssprache ist Englisch. Etwa 44% der Bevölkerung sind Anhänger traditioneller Religionen. 40% sind Christen (Katholiken, Anglikaner, Methodisten und Presbyterianer); sie leben vorwiegend in der Küstenregion. Die Muslime (16%) sind mehr in den nördlichen Landesteilen angesiedelt. Kein Ghanaer hat den Glauben an die ursprünglichen Naturreligionen völlig aufgegeben. Ich denke, dass es aus diesem Grund kaum Spannungen zwischen den verschiedenen Religionen gibt.

Die Menschen in Ghana sind ausgesprochen friedlich und freundlich. Jeder Weiße wird gastfreudlich empfangen. Ghanaer, besonders die Ashanti in Kumasi und Umgebung, sind sehr stolz auf ihre Traditionen und ihre Geschichte.

Die Ashanti sind die größte Volksgruppe Ghanas. Sie beherrschten einst ein großes Reich, wurden aber nach verschiedenen Kriegen zurückgedrängt. Zu Kolonialzeiten beteiligten sie sich sogar am Sklavenhandel. Der heutige König der Ashanti, der Asantehene, der in England und Kanada studiert hat, ist aus der Politik des Landes nicht weg zu denken. Vor allem aber erfüllt er repräsentative Aufgaben.

In der Ashanti Region gibt es nur wenige Weiße. Dadurch fällt man in dieser Region auf wie ein »bunter Hund«. Alle wichtigen Posten des Landes sind mit Ghanaern besetzt. Eine Feindseligkeit aber zwischen Schwarzen und Weißen ist mir nie aufgefallen. In Kumasi kann man problemlos nachts alleine auf die Straße gehen. Teilweise kam ich mir sicherer vor als in Deutschland. In Accra hingegen gibt es mehr Touristen und auch reichere Ghanaer, dementsprechend höher ist auch die Kriminalität.

Das Klima in Ghana:

Das Klima in Ghana ist tropisch. Die Temperaturen variieren mit der Entfernung von der Küste und der Höhenlage. Außer in den nördlichen Landesteilen gibt es zwei Regenzeiten (April bis Juni und September bis November). Die jährlichen Niederschläge erreichen im Norden 1015 mm und im Süden 2030 mm. Kumasi zählt noch zum Süden des Landes und verfügt über ein einigermaßen angenehmes Klima. Der Harmattan, eine Staubwolke aus der Sahara, tritt von Dezember bis März auf. Er mindert die hohe Luftfeuchtigkeit und bringt heiße Tage und kalte Nächte, was bedeutet, dass man mit einer Decke schlafen muss. Die Wolke bedeckt nahezu den ganzen Tag den Himmel, so dass es zwar heiß ist, auf Sonnencreme aber verzichtet werden kann. Die jährliche Durchschnittstemperatur liegt bei 26.1°C. Da Ghana nahe am Äquator liegt, geht die Sonne regelmäßig um 6.00 Uhr auf und um 18.00 Uhr wieder unter. Wegen der begrenzten Menge verfügbarer Elektrizität richtet sich das Leben der Menschen nach diesen Zeiten, vor allem in den ländlichen Regionen.

Die neuere Geschichte des Landes:

Ghana zählt zum ersten unabhängigen Land Schwarzafrikas. Es erlangte seine Unabhängigkeit im Jahre 1957 unter anderem durch den ghanaischen Präsidenten Kwame Nkrumah. Dieser Anhänger des Kommunismus studierte in Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika. Er regierte Ghana in einer Art Diktatur, bis er 1966 durch einen Militärputsch abgesetzt wurde. Von 1966 bis 1978 herrschte ein Militärregime unter J.J. Rawlings. Ein Hauptmann der Luftwaffe stürzte wiederum das Regime und übergab ein Jahr später die Regierung an den Präsidenten Hilla Liman. Nach einer Verschlechterung der wirtschaftlichen Situation putschte Rawlings erneut am 31. Dezember 1981 und setzte Liman ab. Rawlings setzte Sparmaßnahmen durch, um die Inflation unter Kontrolle zu bringen; er leitete Verhandlungen über finanzielle Hilfsleistungen der westlichen Länder mit dem Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Weltbank ein. Anfang der Achtzigerjahre wurde die Währung mehrmals abgewertet. Die landwirtschaftliche Produktion stieg an, und Rawlings konnte die meisten Darlehen Ghanas erfolgreich umschulden. Trotz seiner Popularität bei der breiten Masse des Volkes musste Rawlings Regime während der achtziger Jahre viele Umsturzversuche bekämpfen. Mit einem Volksentscheid im April 1992 wurde wieder eine Verfassung gebilligt und eine neue Regierung eingesetzt. Rawlings, der als Zivilist kandidierte, gewann die Abstimmung. Mit der Wahl des

derzeitigen Präsidenten, John Agyekum Kufuor am 07.01.2001, hat Ghana zum ersten Mal einen demokratischen Machtwechsel erlebt.

Dieser wurde am 07.12.2004 wiedergewählt und steht nun in seiner zweiten Legislaturperiode.



Der erste Präsident – Kwame Nkrumah

2. Das Ghana-ABC

A wie Autos

Die in Ghana herumfahrenden verbeulten Karossen sind in der Regel zehn Jahre und älter. Viele von ihnen kamen vermutlich aus Deutschland, wo sie aufgrund der vielen technischen Mängel (fehlende Rückspiegel, gesprungene Windschutzscheiben usw.) nicht mehr durch den TÜV kommen würden. Ein fünf Jahre altes Auto ist für einen Ghanaer nagelneu.

B wie Batik

Es handelt sich um die Technik der Wachsbatik, die auch in dem Projekt gelehrt wurde. In Ghana gibt es wunderschöne, farbenfrohe, gebatikte Stoffe auf dem Markt mit vielen verschiedenen Mustern, die einem sofort ins Auge stechen.

C wie Cedi

Der Cedi ist die ghanaische Währung. Sie ist keine harte Währung und die größten Scheine sind umgerechnet nicht einmal zwei Euro wert. Für einen Geldumtausch in der Bank sollte man immer eine Tüte mitnehmen. 11.000 Cedis entsprechen etwa einem Euro.

D wie Denchemuso

So hieß mein Dorf, in dem ich sechs Monate gelebt und gearbeitet habe.

E wie Englisch

Englisch ist zwar die offizielle Landessprache, doch bevorzugen viele Ghaner ihre lokalen Sprachen und haben teilweise nur schlechte Englischkenntnisse. Auch ist ihre Aussprache sehr gewöhnungsbedürftig.

Aus diesem Grunde habe ich mein Glück als Englischlehrer versucht.

F wie Fufu

Fufu ist das Nationalgericht Ghanas. Eine aus Maniok und Kochbananen hergestellte klebrige Masse, die so ähnlich wie Kartoffelbrei ausschaut und zusammen mit einer leckeren Soße traditionell mit den Fingern der rechten Hand gegessen wird.

Mein Leibgericht!

G wie Gastfreundschaft

Ghanaer sind für mich die gastfreundlichsten Menschen, die ich in meinem bisherigen Leben kennen gelernt habe. Der wenige Besitz, den sie haben, wird mit dem Gast geteilt. Der Gast ist König.

In Ghana wurde ich sehr oft eingeladen. Es war einfach unglaublich.

H wie Highlife

Musik, Gesang und Tanz spielen eine große Rolle im Leben der Ghanaer. Die bevorzugte Musikform ist der Highlife. Diese Musik ist ein Produkt aus der Begegnung zweier Kulturen, der europäischen und der afrikanischen Kultur.

I wie Internet-Café

Vor kurzem gab es von ihnen noch nicht sehr Viele, doch schießen sie in letzter Zeit wie die Pilze aus dem Boden. Allein in der Hauptstadt Accra gibt es mittlerweile über 600 Internet-Cafés.

Für mich persönlich war das Internet lebensnotwendig, um mit meinen Freunden und meiner Familie in Kontakt zu bleiben.

J wie Jahreszeiten

Jahreszeiten?

Ghana befindet sich in den Tropen. Es gibt keine Jahreszeiten! Es ist das ganze Jahr über Sommer. Es gibt lediglich zwei Regenzeiten und zwei Trockenzeiten.

Gefroren habe ich nie.

K wie Kleidung

Ghanaer tragen gerne lange Kleider, die bis auf den Boden reichen. Farbenprächtige Batikkleidung, die in ihrer Farbzusammenstellung nicht immer unbedingt unserem europäischen Farbempfinden entspricht, und Plastiksandalen stehen immer noch hoch im Kurs, wobei auf den Märkten riesige Berge von europäischen Kleiderspenden angeboten werden.

Da ich ein Secondhand-Fan bin, waren die Märkte somit das Paradies für mich.

L wie Lachen

Ghanaer sind unheimlich freundliche und joviale Menschen. Ich habe noch nie so viele lachende Gesichter gesehen wie hier in Ghana, wobei man bedenken muss, dass es den Meisten sehr schlecht geht und wir in den Industrienationen eigentlich mehr zu lachen hätten.

M wie Matrilinearität

Matrilinearität bedeutet, dass die Verwandtschaft über die weibliche Linie, also über die der Mutter bestimmt wird. Der Vater hat nicht viel zu melden, das Kind gehört immer zu der Verwandtschaftsgruppe der Mutter.

N wie Nordghana

Für mich persönlich ist dies der schönste Teil Ghanas, da vom europäischen und amerikanischen Einfluss kaum etwas zu bemerken ist. Die Menschen kleiden sich in traditionellen Gewändern, und es gibt auf den Dörfern sehr viele in traditioneller Lehmabauweise gebaute Häuser.

O wie »Obroni«

»Obroni« heißt soviel wie »Weißer Mann« in der am weitesten verbreiteten lokalen Sprache Twi. Es ist vor allen Dingen in den größeren Städten aufgrund des wachsenden Tourismus ein geläufiges Wort.

P wie Preise

Alles ist in diesem Land sehr preiswert. Um nicht abgezockt zu werden, muss man aber eine Grundvoraussetzung mitbringen. Man muss feilschen können, denn ansonsten zahlt man, gerade als Weißer, viel zu viel. Vor allen Dingen, wenn es um Souvenirs geht, fängt der Händler mit

einem Vielfachen des wirklichen Preises an. Ohne Skrupel kann man hier meist die Hälfte oder sogar weniger anbieten.

Q wie Qual

Die größte Qual in diesem Land waren wohl meine Erfahrungen mit den tropischen Krankheiten und der medizinischen Versorgung im Land.

R wie Regenwald

Durch die enorme Abholzung ist von den gut 85 000 Quadratkilometern Regenwald nur noch weniger als die Hälfte als intakter Regenwald übrig geblieben. Nur im äußersten Südwesten des Landes, mit seinem heiß-feuchten Klima, kann von einem tropischen Regenwald, einem Dschungel im wahrsten Sinne des Wortes, gesprochen werden.

S wie Sklavenburgen

Die Sklavenburgen spiegeln die dunkle Vergangenheit Ghanas, dessen Küste einst »Sklavenküste« hieß, wieder. Portugiesen, Deutsche, Engländer, Holländer und Dänen haben versucht, mit dem schwarzen Gold (Ausdruck für die Sklaven) lukrative Geschäfte zu machen. So entstanden über 50 Sklavenburgen an der Küste Ghanas.

T wie Tourismus

Auf der Straße wird man stets als Weißer auffallen, was alleine schon eine unglaubliche Erfahrung ist. Man ist tatsächlich das einzige weiße Schaf. Im Norden bin ich in Dörfern gewesen, in denen Einheimische zum ersten Mal einen Weißen gesehen haben, was bei kleinen Kindern schon mal in Angstzuständen und damit verbundenen Schreikrämpfen ausarten kann. In Ghana wird man nicht in einem Ferienclub aufgefangen oder bekommt durch andere Reisende das Gefühl, man ist gar nicht wirklich weg von zu Hause. Es gibt zwar noch keinen Massentourismus, doch gibt es gerade in diesem Sektor zurzeit sehr viele Bestrebungen. Der Tourismus ist im Kommen. In den Hauptstädten stechen einem schon die noblen 5-Sterne-Hotels ins Auge.

U wie Unabhängigkeitstag

Der Unabhängigkeitstag am 6. März ist ohne Zweifel der wichtigste Feiertag des Landes. Ghana ist wie viele andere afrikanische Staaten sehr stolz auf seine Unabhängigkeit und so wird dieser Tag immer gefeiert.

V wie Verkehrsmittel

Man kommt überall mit Taxen, Kleinbussen (so genannten Tro-Tros), Reisebussen, Zügen, usw. hin. Natürlich dauern manche Verbindungen wesentlich länger, z.B. mit dem Tro-Tro, als andere mit modernen Reisebussen. Die Kleinbusse, die größere Strecken zurücklegen, warten solange, bis der Bus voll belegt ist. So muss man entweder nur ein paar Sekunden warten (falls man als Letzter einsteigt) oder vielleicht ein paar Stunden im Bus hocken, bevor irgendetwas passiert. Es gibt auch große Reisebusse nach europäischem Standard. In diesen sieht man auch des öfteren weiße Touristen.

Ich bin hauptsächlich mit dem Tro-Tro gereist.

W wie Wasser

Das Wasser musste ich aus dem Brunnen holen. Eimerduschen, für Viele gewiss etwas gewöhnungsbedürftig, waren normal.

Aber mal ganz ehrlich, wozu braucht man fließendes Wasser?

In einer Woche hat man sich auch an diesen Umstand gewöhnt. Nur Trinken sollte man das Wasser aus dem Brunnen nicht. Man sollte lieber Wasser in kleinen Plastikfolien kaufen, selbst für das Zahneputzen!

Y wie Yam

Yam ist die afrikanische Kartoffel, die sich im Geschmack gar nicht so sehr von der europäischen Kartoffel unterscheidet. Sie ist aber um einiges größer. Für eine Person genügt daher schon die Zubereitung einer Yam-Wurzel.

Z wie Zentralmarkt

Der Zentralmarkt in Kumasi, einer der größten Märkte Westafrikas ist an Farbenvielfalt, Chaos, Menschengewirr, bettelnden Leuten und Verkaufsgütern (hier wird wirklich alles angeboten) nicht zu überbieten, ein ganzes Tal voller Buden und Stände mit nicht zu überbietender Lebendigkeit.

III. Akwaaba, willkommen in Ghana!

1. Kulturschock

Hier bin ich nun in Westafrika, in Ghana, in der Hauptstadt Accra.

Kulturschock?

Ich denke schon, nicht aber im negativen Sinne. Schon gestern in Schiphol! Ich ging zum entsprechenden Gate, und was sah ich? Nur Schwarze! Ein merkwürdiges Gefühl machte sich in mir breit. Alle möglichen Ängste schossen mir durch den Kopf. Dann nach einem schrecklich langen siebenstündigen Flug kam endlich die Landung. Die Türen gehen auf und tropische Luft strömt herein. Verdammt, wenn ich mich recht entsinne, war am Morgen noch Winter. Jetzt ist es 19.30 Uhr, 28°Grad heiß und es herrscht eine Luftfeuchtigkeit von 90%. Und ich stehe da in meiner winterlichen Jacke, die ich wohl ein halbes Jahr in die Ecke legen kann.

Dann die Zollkontrolle! Ob mein Gepäck noch da ist? Panik steigt in mir auf. Erinnerungen an Bekannte, deren Gepäck auf Flügen nach Afrika erst Tage später ankam, kommen auf. Mein Gepäck ist aber da; ich kann aufatmen.

Also weiter, zum Ausgang.

Tausende von Leuten stehen am Empfang. Es ist als ob Michael Jackson auf Blitzvisite in diesem Land vorbeikommt. Unter der Menge der von nach meinem Verständnis völlig identisch aussehenden Menschen schreit ein junger Ghanaer meinen Namen. Es ist Kari Kari, der Sohn von Albert Osei-Wusu in München, der mich abholt.

Er hat mich erkannt!

Der roten Jacke sei Dank, bei tropischen Temperaturen der Horror.

Ein Taxi ist schon für mich bestellt. Er selber fährt mit seinem Motorrad.

Ich steige ein in ein demoliertes Gefährt, das man hier zu Lande Taxi nennt. Schnell stelle ich fest, dass jedes Auto alt und den einen oder anderen Blechschaden hat. Der Fahrer gibt Gas. Ich muss mich festhalten. Mit gut 100 Stundenkilometern durch die Stadt, die Hände ständig auf der Hupe drängelt er ununterbrochen und wechselt dabei ständig den Fahrstreifen, ohne vorher zu blinken. Er benutzt höchstens die Lichthupe.

Gibt es in diesem Land überhaupt Verkehrsregeln?

Ich glaube nicht. Hier tut wirklich jeder, was er will!

Dann plötzlich schreit der Taxifahrer, hält an, und schon ist ein kleiner Junge an seinem Fenster, der ihm Wasser in einer kleinen Plastikfolie verkauft, bei roter Ampel, versteht sich.

Es ist schon ein Wahnsinnsgefühl, das erste Mal durch diese Stadt zu fahren. Aufgrund gründlicher Studien des Ghana-Reiseführers von Jojo Cobbinah erkenne ich schon an diesem ersten Abend einige berühmte Monuments Ghanas wie z.b. den Triumphbogen mit der Inschrift »Freedom and Justice«.



Ich komme »zu Hause« an.

Eine nicht asphaltierte Strasse führt zu einem netten kleinen von einer Mauer umgebenen Anwesen, in dem mir wohl noch für die nächsten Tage eine europäische Toilette und eine Dusche zur Verfügung stehen werden.

Endlich da, 14 km sind wir durch diese turbulente und pulsierende Stadt gefahren.

Ich bin geschafft!

Ich schaue noch ein wenig ghanaisches Fernsehen mit Kari Kari und seinen bei ihm wohnenden Verwandten. Daily soaps, eine aus Spanien und eine aus Südafrika laufen in der Flimmerkiste.

Gegen Mitternacht geht es ins Bett. Ich nächtige im Gästezimmer, einem Riesenraum mit eigenem Badezimmer und Badewanne, für mich alleine.

Schlafen kann ich natürlich nicht. Die tropische Hitze, wie soll es auch anders sein, macht mir zu schaffen. In Deutschland ist das Wetter nicht gerade vergleichbar. Irgendwann, so gegen 3.00 Uhr nachts entweiche ich in das Reich der Träume. Doch schon gegen 4.20 Uhr schrecke ich hoch. Ich höre Schreie. Ein Moslem, wie sich später herausstellt, macht sein Morgengebet. Zudem kräht der Hahn. Schon eine Stunde später höre ich Leben. Irgendjemand wischt Staub, um halb sechs Uhr morgens, verrückt!

Das ist Afrika!

Irgendwann bin ich dann doch noch einmal wieder eingeschlafen...



Den ersten Tag habe ich in der Stadt verbracht. Leider sprechen hier alle die lokalen Sprachen, Twi oder Ga, wovon ich nichts verstehre. Viele sind aber auch der englischen Sprache mächtig, nicht besonders gut, aber für eine Verständigung reicht es allemal.

Viele Leute schauen mich blöd an und bieten mir ihre Waren an. Es ist ein komisches Gefühl, angestarrt zu werden. Ich kann mittlerweile nachvollziehen, wie Schwarze sich in Europa fühlen müssen. Man ist nun mal der „Weisse“, an seiner Hautfarbe kann man nichts ändern und damit ist man in den Augen der hier lebenden Menschen reich, auch wenn man in Deutschland nur ein armer Student ist. Da hilft auch keine Diskussion. Verglichen mit dem, was ein Durchschnittsafrikaner verdient, ist die Kaufkraft des Europäers einfach enorm, egal ob Student, Bauer, Arbeiter oder Unternehmer. Selbst ein arbeitsloser Europäer hat im Schnitt mehr in der Tasche als ein Einheimischer, falls er sich in Afrika aufhalten würde.

Fast jede Minute kommt jemand zu mir. Entweder möchte er seine Ware an den Mann bringen, mit mir Freundschaft schließen oder nur meine Adresse, natürlich in Europa, haben. Sehr lustig ist auch die Tatsache, dass man, sobald man sich auf ein Gespräch einlässt, schon innerhalb von Minuten zum angeblich besten Freund aufsteigt.

Mit der Schwester von Kari Kari, einem sehr hübschen Mädchen, war ich noch am Strand. Bereits nach einem Tag fangen die ghanaischen Mädchen an, mir zu gefallen.

Die afrikanische Sonne macht mir zu Schaffen. Es ist sehr heiß hier, aber man überlebt es. Am Strand geht es sogar, es herrscht eine leichte Brise.

Trotz mengenmäßigem Einreiben mit Sonnenschutzmittel hole ich mir schon am ersten Tag einen richtigen Sonnenbrand.

Der erste Tag, und schon bin ich als hellhäutiger Nordeuropäer knallrot. Es ist halt nicht zu spaßen mit der afrikanischen Sonne.

Alles ist hier total anders, gerade diese Andersartigkeit gefällt mir aber.

2. Accra, Ghanas Hauptstadt

Gestern habe ich mir Accra, Ghanas Hauptstadt, angesehen.

Es ist unglaublich. Von allen wird man angestarrt. Kleine Jungs schreien: „Obroni, Obroni“, kommen und wollen einem die Hand geben. Sie fragen „How are you, white man?“

Es haben sich auch gleich mehrere Leute angeboten, mir die Stadt zu zeigen. Letztendlich bin ich mit einem Jugendlichen durch die Stadt gezogen. Es war sehr interessant!



Accra ist eine unglaubliche Stadt. Als Europäer hat man große Probleme, sich diese vorzustellen. Es ist eine durch und durch afrikanische Stadt mit vielen typischen Merkmalen, z.B. den typischen Märkten, chaotisch und laut, aber mit zahlreichen Fluchtmöglichkeiten wie Luxushotels, guten Restaurants, Fast Food Ketten oder supermodernen Internet-Cafés, in die sich der

weiße Tourist aus Europa retten kann, wenn er zeitweise genug von dem afrikanischen Leben haben sollte.

In einigen Stadtteilen prägen große Bürogebäude, Banken, Luxushotels und Villen aus der Kolonialzeit das Stadtbild. Im Grünen gibt es ein schönes Botschaftsviertel. Der Stadtteil East Legon gilt als bevorzugtes Neubaugebiet für Minister und andere Betuchte. Hohe Mauern, die mit Glasscherben bestückt sind, signalisieren, dass es hier etwas zu holen gibt.



Aber nur fünf Minuten entfernt öffnet sich einem eine ganz andere Welt, die Slums!

Menschen hausen beengt in kleinen Wellblechhütten oder sie leben ganz auf der Strasse. Alle versuchen, sich irgendwie über Wasser zu halten.

Der Unterschied zwischen Arm und Reich ist hier in Ghana schier unvorstellbar.

Auf der einen Seite gibt es die reichen Europäer und auch betuchte Einheimische, die in ihren Kolonialbauten wohnen und den Luxus genießen. 100 bis 200 Quadratmeter Wohnfläche, ein supermoderner Geländewagen vor der Haustür, ein riesiger Garten und Dienstpersonal sind in diesen Kreisen durchaus normal.

Auf der anderen Seite leben diejenigen, die noch nicht einmal fließendes Wasser haben,

geschweige denn eigene Toiletten.

Vergebens wird man in dieser Stadt eine richtige Kanalisation oder eine funktionierende Stadtreinigung suchen. Am staubigen Straßenrand gibt es eine offen liegende Kanalisation, so dass die Nase allzu oft mit einem unangenehmen Geruch konfrontiert wird.



Das Haupttransportmittel ist hier wie auch in jeder anderen ghanaischen Stadt oder in jedem beliebigen Dorf der Kleinbus. Bis vor ein paar Jahren konnte man noch solche aus Holz sehen. Es gab sie in zwei Sorten: Wenn sie Passagiere innerhalb der Städte hin- und her fuhren, wurden sie Tro-Tro genannt; wenn sie zwischen Städten pendelten, wurden sie Mammy Lorries genannt. Inzwischen sind Holzautos für Langstreckenfahrten verboten, und in der modernen Zeit gibt es auch innerstädtisch immer weniger Holzautos. Sie werden zunehmend von Kleinbussen ersetzt, die 12 bis 22 Menschen fassen. Doch immer noch werden sie Tro-Tro und Mammy Lorry genannt, und es gibt sie in allen Kategorien, Variationen und Farben. Einige sind gut in Schuss, andere nicht. Es gibt sie mit mehr oder weniger Komfort und in allen nur vorstellbaren Größen. Ein wesentliches Merkmal aller Busse aber sind die sie zierenden obligatorischen Sprüche. Es scheint für mich so, als ob die Namen nach Aussehen und Zustand des Gefährtes gewählt werden.

Je klapperiger, desto pomposer ist die Aufschrift, wie »Boeing 747«, »Justice«, »Star Express«, ein religiöser Spruch wie »Jesus is coming« oder eine Frage wie »If there is life?«.

Die Fahrer dieser Vehikel neigen zu halsbrecherischer Fahrweise. Abgefahren wird erst dann, wenn der Minibus voll ist. Eine Spritzfahrt kostet so gut wie nichts. Zehn Kilometer sind mit umgerechnet ca. 10 Cent für einen Europäer wirklich spottbillig.

Es ist wohl der »Ghanaian Way of life«, Tro-Tros zu benutzen.

Da ich mich ganz dem afrikanischen Alltag anpassen wollte, war das Tro-Tro schon nach kurzer Zeit mein präferiertes Fortbewegungsmittel.



3. Kumasi

Inmitten einer lieblichen Landschaft mit sanften Bergen und grünen Wäldern liegt Kumasi, mit 900.000 Einwohnern zweitgrößte Stadt Ghanas, Hauptstadt der Ashanti Region und nur 10 Kilometer entfernt von meinem Dorf Denchemuso. Die alte Ashanti-Hauptstadt stellt das kulturelle Zentrum Ghanas dar. Eine pulsierende Metropole, man könnte fast meinen, Ghanas heimliche Hauptstadt. Sie ist eine der wenigen Städte Afrikas, der die Vermittlung zwischen Modernität und Tradition gut gelungen ist.

Der Legende nach hat der Ashanti-König Osei-Tutu auf Anraten seines Fetischpriesters Okomfo Anokye, nach dem auch das größte Krankenhaus der Stadt benannt wurde, um 1700 diesen Platz ausgewählt, nachdem zuvor Samen des Kum-Baumes an zwei verschiedenen Orten eingepflanzt wurden. Der Ort, an dem die Saat aufging, bekam den Namen Kum-asi (=Derjenige, der blühte).

Heute prägen im Westteil der Stadt zahlreiche Schatten spendende Bäume die Atmosphäre der Stadt, weshalb sie auch gerne »Gartenstadt« genannt wird.

Verkehrsknotenpunkt und zentraler Platz ist der riesige Busbahnhof Kejetia. Von hier aus kann man theoretisch jedes Dorf in Ghana erreichen.



Gleich nebenan geht es auf den Zentralmarkt, der mit einer Fläche von 9 Hektar einen der größten Märkte Westafrikas darstellt, der an Farbenvielfalt, chaotischem Menschengewirr, bettelnden Menschen, Verkaufsgütern (hier wird wirklich alles angeboten) nicht zu überbieten ist. Ein ganzes Tal voller Buden und Stände, alles in allem eine unüberschaubare Lebendigkeit und überschäumende Fröhlichkeit.

Ein riesengroßes Labyrinth!

Dieser turbulente Markt wird täglich, Tag und auch jede Nacht, abgehalten.

Hunderte von Händlern sowie unzählige Käufer beleben den Markt. Gehandelt wird mit Obst, Gemüse, Gewürzen, Fleisch sowie vielen anderen Lebensmitteln sowie mit Stoffen, Kleidung, Schuhen, Schmuck, Haushaltswaren aller Gattungen, mit Seife und Haushaltschemie, sowie mit Musikkassetten, Videos und Unmengen asiatischer Billigware. Die meisten Leute sind freundlich und eher zurückhaltend. Keiner drängt den Anderen etwas auf.

Beeindruckend waren vor allem das gewaltige Ausmaß des Marktes und das bunte Treiben der Menschen. Schockierend dagegen waren der chaotische Verkehr auf und um den Markt, der viele überall verstreute Unrat und der üble Gestank von Abgasen, Fäulnis und Fäkalien. Eigentlich bin ich nicht so empfindlich. Aber dieser Markt übertraf bei weitem alles bisher Gesehene.



Wer mich gut kennt, der weiß, dass ich einen Kleidungstick habe und ständig auf der Suche nach neuen Klamotten bin. Besonders schlimm ist mein Schuhtick. Auf diesem Markt hatte ich jedoch in jeder Hinsicht die pralle Auswahl und alles war für mich erschwinglich. Der Klamotten- und Schuhmarkt war für mich das Paradies. Schon nach kurzer Zeit war ich hier aufgrund meiner zahlreichen Besuche sehr bekannt. Durch Kumasi laufend wurde ich ständig mit meinem Spitznamen »Fufubroni« angesprochen, da ich an jeder Ecke Verkäufer kannte. Es war schon ein herrliches Gefühl, durch diese Stadt zu gehen.

Neben dem Zentralmarkt in der Stadtmitte, dort wo sich auch der Clock-Tower als Erbe der britischen Kolonialmacht befindet, gibt es einige recht ansehnliche Bürogebäude. Einige Banken wie die Barclays Bank, Western Union, Standard Chatered und die Ecobanc sowie KLM, die niederländische Fluglinie, haben sich hier nach westlichem Standard mit luxuriösen Filialen niedergelassen.

Es ist wohl ein Zeichen für den Wunsch vieler, nach Europa zu kommen, Geld zu verdienen, um sich in Ghana dann eine bescheidene Existenz aufzubauen.



4. Denchemuoso

Brütende Hitze, feine Schweißperlen tropfen von meiner Stirn, staubige heiße Luft brennt in den Augen, ein Geruchsgemisch aus zubereitetem Essen und Abfällen aller Art durchzieht meine Nase. Afrikanische Musik, aus allen Ecken kommend, dröhnt in meinen Ohren. Etwas desillusioniert stehe ich da.

Staub wirbelt auf, ein alter roter Transporter mit der Aufschrift »Würzburger Hofbräu« hält an. Mein Blick wandert auf die Straße – eine breite Sandpiste, herumstreunende Hunde, Ziegen und Hühner laufen herum.

Ich drehe meinen Kopf. Der Straßenrand – alte heruntergekommene Wellblechhütten, vor denen sich Jung und Alt versammelt haben.

Der Rhythmus der Musik versetzt meinen Körper in sanfte Schwingungen. Ich blicke in fröhliche Gesichter, die sich mir mit dem breitesten Grinsen und dem lautesten Gelächter zuwenden. Menschen in farbenfrohen Gewändern, glückliche Menschen.

„O-broni“, „Fufubroni“ und „Sebesta“ schallt es aus ihren Kehlen. Überwältigt von soviel Sympathie lächle ich augenzwinkernd zurück.

Willkommen in meiner afrikanischen Heimat. Willkommen in Denchemuoso.



Denchemuoso, ein kleines Bauerndorf, unweit von Kumasi, liegt zwischen sanften Hügeln eingebettet, umgeben von Yam- und Plantain-Plantagen. Hier leben ca. 700 Einwohner. Die Straßen sind nicht asphaltiert, die Kanalisation liegt offen, was den unangenehmen Geruch erklärt. Auf der sandigen Hauptstraße reihen sich kleine Wellblechhütten, in denen in der Regel sechs Bewohner auf ungefähr zehn Quadratmetern leben, aneinander. Tagsüber findet man die Bewohner draußen vor ihren Hütten, ihrem Handel nachgehend. Auf klapprigen Holztischen präsentieren sie ihre Waren. Man bekommt hier fast alles für den alltäglichen Bedarf, außer einer Tageszeitung. In Denchemuoso gibt es zwei Dorfkneipen, mehrere Beauty Saloons, zahlreiche Communication Centres, selbst eine Apotheke fehlt nicht. Doch Letztere vertreibt ausschließlich Medikamente mit merkwürdig gefälschten Namen, von denen man besser die Finger lassen sollte. Weiter im Dorf, findet man das Communication Centre namens »Big Daddy«. Hier kann man Anrufe aus aller Welt entgegen nehmen oder tätigen, sich aber auch die Haare rasieren lassen. Wenn man nun zur Rechten die Hauptstraße verlässt, erreicht man den Markt von Denchemuoso, der klein und daher nicht weiter sehenswert ist. Schaut man nun weiter, so sticht einem ein grüngelb angestrichenes Gebäude ins Auge. Das Denchemuoso Vocational Training Centre, mein Wohn- und Arbeitsplatz.



5. Das Projekt

Das Denchemuoso Vocational Training Centre wurde von einem aus diesem Dorf stammenden Ghanaer, nämlich Albert Osei-Wusu, der zunächst in England studierte, aber mittlerweile schon seit 23 Jahren in München wohnt, gegründet.

Dieses von zwei Münchner Gymnasien und dem Deutsch-Ghanaischen Freundschaftskreis München finanziell unterstützte Projekt hat es sich zur Aufgabe gemacht, der ländlichen und zumeist sehr armen Bevölkerung die Möglichkeit zu geben, eine fundierte und qualifizierte Berufsausbildung zu erwerben.



1994 startete die Schule mit acht Mädchen und einem Jungen, die als Schneider ausgebildet werden sollten. Ein Jahr später kamen vier Jungen für die Schreinerei dazu, die sich damals unter einem Palmendach befand. Erst 1996/97 gelang es mit Spenden aus Deutschland, das erste Gebäude zu errichten. Im Jahre 2001/02 wurde mit finanzieller Hilfe vom Bundesministerium für

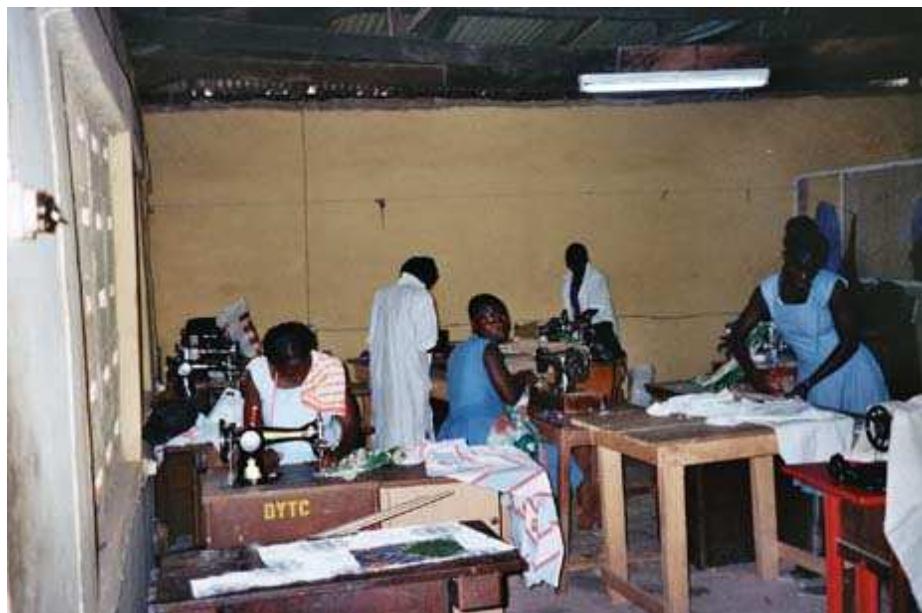
wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ) die große Schreinerwerkstatt mit Büro und Unterrichtsräumen errichtet.

Zurzeit werden ca. 40 Schüler und Schülerinnen im Alter von 16 bis 22 Jahren in den Bereichen Zimmermannshandwerk, Schneiderei, Batik und in der Fahrradwerkstatt ausgebildet.

Der Unterricht findet in zwei länglichen gelbgrünen Schulgebäuden statt, in dem sich auch die Unterkunft der Jungen und das Gästezimmer für meine Wenigkeit befindet. 300 Meter entfernt befindet sich eine graue Bauruine, in welchem das erste Stockwerk als Unterkunft für die Mädchen dient.

Nach erfolgreicher Beendigung der Kurse, die normalerweise zwei Jahre, teilweise aber auch drei Jahre in Anspruch nehmen, winkt ihnen ein Ausbildungszertifikat, mit dem sie später erheblich bessere Chancen auf dem ohnehin schon überlasteten Arbeitsmarkt haben.

Der Unterricht wird in der offiziellen Landessprache, Englisch, abgehalten.



Die finanzielle Unterstützung aus Deutschland soll nur einen Anstoß zur Selbsthilfe bieten. Mit dem technischen Equipment aus Deutschland produziert die Schule selbstständig Batikstoffe, Türen, Betten, Sofas, usw., die verkauft werden. So versucht die Schule, sich selber zu tragen.

IV. Alltag

1. »The Ghanaian Way of life«

»The Ghanaian Way of life« stellt einen Lebensstil dar, der sich von dem des Europäers eindeutig unterscheidet und in seiner Art so komplex ist, dass ein Kapitel nicht ausreichen würde, ihn wirklich zu erläutern. Aus diesem Grunde beschränke ich mich auf die meiner Meinung nach wesentlichen Charakteristika dieser anderen Lebensweise.

»Ghanaian Way of life« bedeutet erst einmal früh oder besser gesagt verdammt früh aufstehen. Die meisten Menschen sind hier um 5 Uhr früh schon auf den Beinen. Auf der Strasse beginnen zu dieser nach deutschen Verhältnissen nächtlichen Uhrzeit die Menschen, ihre klapprigen Holzstände aufzubauen. Um 5 Uhr oder 6 Uhr morgens beobachtet man einen Großteil der Dorfbewohner, die sich zum Brunnen bewegen, um das Wasser für den täglichen Bedarf zu holen. Zu dieser frühen Stunde werden Kanister mit bis zu 25 Liter Brunnenwasser auf den Köpfen der meist jüngeren Dorfbevölkerung transportiert. Ein Balanceakt, den ich nicht nachahmen könnte und der auch nichts für uns Europäer ist.

Ich musste mein Wasser auch selber holen. Aber ich habe es ganz normal mit dem Eimer geholt. Anfangs war der Brunnen 200 Meter entfernt und Wasser holen stellte einen Akt dar, der bis zu 90 Minuten in Anspruch genommen hat. Ich hatte die Möglichkeit, ungefähr 80 Liter zu speichern und habe diese Menge eben eimerweise geholt. Zum Ende meines Aufenthaltes habe ich Wasser aus einem nur noch 10 Meter entfernten Brunnen geholt, was eine ungemeine Erleichterung war.

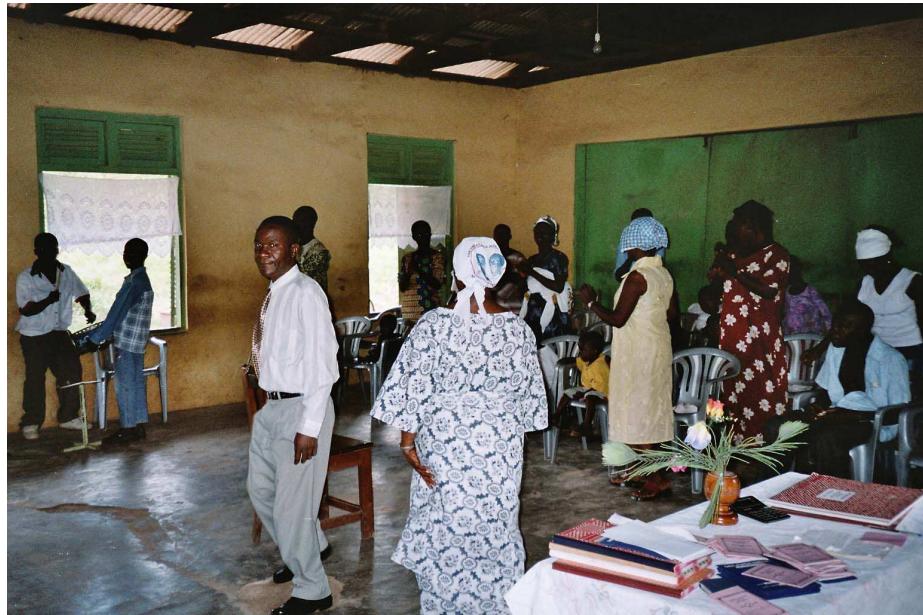
Während man in Europa und den größeren Städten Ghanas einfach nur den Wasserhahn aufdrehen muss, beginnt man in der gerade beschriebenen Lage schon einmal, über unseren immensen und dazu noch so sorglosen Wasserverbrauch nachzudenken.

»Ghanaian Way of life« heißt aber auch, dass all die Arbeiten, die bei uns Maschinen übernehmen, mit der Hand gemacht werden. Von einer Waschmaschine träumt hier wohl Jeder. Ein solcher Luxusgegenstand bleibt jedoch für die Meisten unerschwinglich. Gewaschen wird mit der Hand und Seife oder mit speziellem Waschmittel.

Auch ich, der einzige Blonde in der afrikanischen Dorfgemeinschaft von Denchemuso, habe gelernt, mit der Hand zu waschen. Während ich in meiner Zivildienstzeit in Nürnberg zu faul war, den nächsten Waschsalon aufzusuchen und stattdessen meine Wäsche viel lieber mit nach Hause genommen habe, wo ich sie Sonntagabend von Mutter frisch gewaschen wieder mit nach Nürnberg genommen habe, habe ich in Ghana diese ach so bequeme Angewohnheit abgelegt und die Wäsche selber in die Hand genommen, obwohl diverse Leute sich angeboten haben, gegen ein kleines Trinkgeld, versteht sich, mir diese lästige Arbeit abzunehmen.

»Ghanaian Way of life« ist Unpünktlichkeit. Damit klarzukommen ist gerade für uns fast pünktlichkeitsfanatische Deutsche nicht ganz einfach. Bei einer Verabredung um 10 Uhr kommt es nicht selten vor, dass die Person, mit der man sich treffen möchte, erst zwei Stunden später aufkreuzt, und dass völlig ohne schlechtes Gewissen. Das europäische Zeitgefühl (Zeit ist Geld, usw.) scheint den Ghanaern völlig fremd zu sein. Sie haben gelernt zu Warten. Das erklärt sich schon allein aus der Tatsache, dass es bei den Tro-Tros keine Abfahrtzeiten gibt. Diese setzen sich erst in Bewegung, wenn sie voll belegt sind. Manchmal ist dies ein Vorgang von wenigen Minuten, meistens aber ein äußerst langwieriger Prozess, der dazu führt, dass die Ankunftszeiten unkalkulierbar sind und man seine Verabredungen nicht einhalten kann. Deshalb sollte man als Europäer in Ghana ganz schnell lernen, mit Unpünktlichkeit und Warterei umzugehen. Sonst wird man an diesem Land keinen Gefallen finden.

»Ghanaian Way of life« heißt auch, dass der Sonntagmorgen Gott gewidmet ist. Fast jeder geht am Sonntag in die Kirche, denn die Religion hat einen sehr hohen Stellenwert. Diese Zeit aber ist auch oft die einzige freie Zeit, die die Menschen haben. Die Gottesdienste, in der Regel sehr farbenfroh und fröhlich, sind mit viel Musik und Tanz untermauert. Die Geistlichen predigen in einer sehr enthusiastischen Art und Weise. Die Gottesdienste dauern drei bis vier Stunden.



»Ghanaian Way of life« ist aber auch die Liebe zum Kochen. Im Freien, wo sich ohnehin das gesamte Leben abspielt, entstehen die leckeren Gerichte der Ghanaer auf Holzkohleherden, und Gäste sind immer herzlich willkommen.



2. Das ghanaische Essen

Die ghanaische Küche ist ein Genuss, den man sich nicht entgehen lassen sollte.

In Ghana findet man all das, was in anderen westafrikanischen Ländern üblicherweise auch auf den Tisch kommt, dazu kommen die typischen ghanaischen Spezialitäten, die Appetit auf mehr machen. Ghana hat auf dem kulinarischen Sektor also einiges zu bieten.

Ghanaer mögen deftige Speisen mit viel Suppe oder Soße und Fleisch, was auch hier genau meinem Geschmack entspricht. Was nicht auf den Tisch kommt und ungern gesehen wird, sind Salate jeglicher Art. Des Weiteren werden Feinkost und alles was damit zu tun hat wie Sahne, cremige Sachen und Kuchen nicht serviert. Auch das Frühstück ist den Ghanaern unbekannt, es wird lieber den Europäern überlassen.

Bei mir gab es morgens trockenes Brot mit Wasser, etwas mau, aber ich habe es überlebt.

Bevor man in den Genuss ghanaischen Essens kommt, sollte man wegen der Hygiene Vorsicht walten lassen und sich zudem nicht erschrecken. Die Ghanaer lieben nämlich Pfeffer. Nur sie können selbstbewusst von sich behaupten: „Wir kommen von dort, wo der Pfeffer wächst!“, oder: „Wir sind Pfefferesser!“. Ungefähr zehn verschiedene Pfeffersorten in vielen Farbvarianten und Größen und in den unterschiedlichsten Geschmacksrichtungen werden auf dem Markt angeboten. Das Essen, besonders in ländlichen Gebieten, ist also sehr scharf und entspricht nicht unbedingt den Geschmack eines Europäers.

Das Nationalgericht nennt sich Fufu und ist verdammt lecker.

Fufu ist eine klebrige Masse auf Maniokbasis. Für das klassische Fufu werden gekochte Maniokwurzeln und Kochbananen in breiten Mörsern zu einer gummiartigen Paste zusammengestampft. Diesen klebrigen Brei, der von manchen Europäern als gummiartige Pampe, zähe Masse, kloßähnlich oder kleistermäßig abgestempelt wird, taucht man in eine der vielen leckeren Soßen. Fisch oder Hähnchen kommt auch noch dazu. Es sollen sogar Hunde und Katzen in den Kochtopf kommen. Meine exotischste Variante bestand aus Antilopenfleisch. Gegessen wird immer mit der Hand. Nicht weil sich die Ghanaer kein Besteck leisten können, sondern weil es die Tradition so will. Man wird auch reiche Leute sehen, die nach dem

Dafürhalten unserer westlichen Vorstellung über Tischsitten primitiv, also mit Händen und Fingern, speisen. Die Schüssel mit Wasser, Seife und sauberer Serviette darf natürlich nicht fehlen. Gegessen wird nur mit der rechten Hand, da die linke Hand als unrein gilt.



Meistens wird normales Wasser getrunken, aus der Leitung, sofern eine vorhanden ist, oder auch aus dem Brunnen sowie aus hygienisch abgefüllten Plastikfolien. Coca Cola und Fanta gibt es auch. Diese westlichen Erfrischungsgetränke finden sich sogar in den entlegensten Dörfern.

Zudem zählen sich die Ghanaer zu den Biertrinkern. Vier einheimische Biere sorgten dafür, dass es mir auch hier am Alkohol nicht mangeln sollte.

3. Fufubroni als Englischlehrer

Ich als Lehrer?

Englischlehrer?

So ein Quatsch!

Verrückt!

Das wird niemals klappen!

Gedanken dieser Art schossen mir vor meiner Mission in Ghana durch den Kopf.

Aber es geht, es ist möglich!

Ich nenne mich nun also Lehrer einer Berufsschule.

Hier muss ich mein am Gymnasium erlangtes Wissen weitervermitteln.

Und wer steht vor mir?

Farbige Mädchen im Alter zwischen 16 und 22 Jahren, gekleidet in blaue Schuluniformen und mit kahl geschorenem Kopf, die gespannt darauf warten, dass ich ihnen, als Deutscher, ihre offizielle Landessprache Englisch vermittele. Mit zitternden Knien und aufgeregt bis zum »Geht nicht mehr« stehe ich vor den mir völlig fremden Schülern, die teilweise genauso so alt sind wie ich. Manche sind sogar älter.

Im Zeitraum von einem halben Jahr durfte ich den Schülern Englisch beibringen. Ich hatte 40 Schüler, die aufgeteilt waren in vier Kurse. Meine Wenigkeit war die erste Lehrkraft für Englisch in dem Projekt. In meiner Unterrichtsgestaltung war ich völlig frei. Es gab keine Richtlinien und keinen, der mich in irgendeiner Art und Weise beaufsichtigt hätte. Bei der Gestaltung und Vorbereitung des Unterrichts halfen mir gebrauchte deutsche Englischbücher, die mir von verschiedenen Schulen gespendet worden sind. Als Englischlehrer unterrichtete ich ca. 15 Stunden pro Woche.

Der Unterricht mit meinen Schülern hat sehr viel Spaß gemacht, war manchmal aber auch sehr nervenaufreibend und anstrengend. Nervenaufreibend waren die meist sehr gemischten Kurse, was den Kenntnisstand der offiziellen Landessprache anbelangte. Aufgrund der sehr unterschiedlichen Kenntnisse dieser Sprache gab es einige Wenige, die immer gerne und viel zum Unterricht beigetragen haben, und Viele, die still in der Ecke saßen und sich gar nicht zum

Unterricht äußerten. Zudem kam, dass ein Großteil der Schüler vorher noch überhaupt keine Schulform besucht hatte. So musste ich in einigen Kursen bei Null anfangen. Eine weitere Schwierigkeit ergab sich daraus, dass ich der lokalen Sprache »Twi« nicht mächtig war. Aber mit Geduld und manchmal bis zu zwanzig Erklärungsversuchen ließ sich der Unterricht doch noch sinnvoll gestalten.



4. Ein typischer Arbeitstag in Denchemuoso

Mein Tag begann morgens um 5.00 Uhr.

Verglichen mit den Schlafgewohnheiten, die ich in Deutschland an den Tag gelegt habe, ist diese Uhrzeit verdammt früh und zu Hause würde mich niemand um diese Uhrzeit hochkriegen bzw. würde es schätzungsweise Mord und Totschlag geben. In Ghana betrachtete ich 5.00 Uhr morgens als normale Zeit, das Bett zu verlassen. Ich hatte auch keinerlei Probleme, dann schon aufzustehen. Teilweise kam es sogar vor, dass ich das Bett bereits um 3.00 Uhr oder 4.00 Uhr morgens verlassen habe.

Der Grund für mein frühes Aufstehen war, dass sich die Nacht in Ghana schon um 18.30 Uhr wieder über das Land senkt. Man hat einfach viel mehr vom Tag, wenn man früh aufsteht. Langes Schlafen betrachte ich als pure Zeitverschwendungen.

Direkt nach dem Aufstehen genehmigte ich mir normalerweise ein gemütliches »Kübelbad«. Da ich kein fließendes Wasser hatte, musste ich jeden Morgen einen Eimer Wasser über meinen Kopf schütten und dies war dann meine »Dusche«.

Man gewöhnt sich zwar relativ schnell an diese Art von Dusche, doch genießt man die seltenen Momente auf Reisen, in denen man sich in Hotels befindet, die über fließendes Wasser verfügen.

Um 5.30 Uhr geht die Sonne über Ghana auf, dass heißt, es ist an der Zeit, Wasser für den kommenden Tag zu holen. Da ich morgens immer der Erste am Brunnen war, war mein Badewasser das Sauberste.

Schon aus diesem Grund wäre Verschlafen tödlich gewesen, denn um kurz vor 6 Uhr kam die große Masse der Schüler, um sich mit Wasser aus dem Brunnen für den Tag zu versorgen. Nachdem diese abgezogen waren, konnte man nicht mehr von sauberem Wasser sprechen.

Zwischen 5.45 Uhr und 6.00 Uhr war Frühstückszeit. In der Zeit, als ich zusammen mit einem Münchner Zimmermann namens Florian, der für acht Wochen in dem Projekt mitarbeitete, meine Unterkunft teilte, nannte ich mich »Breakfast-Master« und Florian war der »Koch-Master«, der

sich bemühte, auch in den Tropen oft ein leckeres typisch deutsches Essen wie z.B. Leberknödel, auf den Tisch zu bringen.

Meine Aufgabe bestand darin, dafür zu sorgen, dass an jedem Morgen vernünftiges Brot auf den Teller kam. Doch vernünftiges Brot zu bekommen ist in Ghana so eine Sache für sich.

In Denchemuso gab es z.B. keins. Hier hatte ich die Wahl zwischen zwei Sorten von Brot, die beide weniger Nährstoffe als ein deutsches Weißbrot hatten, zu Verstopfungen führten und noch nicht einmal schmeckten.

Brot besorgen hieß für mich, dass ich entweder nach Kumasi fahren musste, um mein Glück im mit europäischen Importartikeln versehenen Supermarkt zu versuchen, in dem ich die Wahl zwischen fünf verschiedenen Brotsorten hatte oder aber ich musste in den fünf Kilometer entfernten Nachbarort zur westlichen Shell-Tankstelle gehen, um mir das ersehnte Frühstücksbrot kaufen zu können.

Das Gute in Ghana ist, dass es hier auch einen leckeren Nutellaverschnitt gibt und ich somit nicht auf meinen Lieblingsbrotaufstrich verzichten musste.

Die Schokolade nennt sich »Choco Delight«, wird sogar in Ghana hergestellt, und sie ist zudem sehr lecker. Mit 1.40 Euro ist sie im Vergleich zu den anderen ghanaischen Lebensmitteln etwas überteuert.

Es fehlte mir hier nur mein alltägliches Glas Milch, dass für mich in Deutschland beim Frühstück unverzichtbar ist. Hier gab es zum Frühstück nur das kommerziell abgefüllte Trinkwasser.

Zwischen 6.00 Uhr und 6.15 Uhr fing mein Arbeitstag an.

Was heißt hier Arbeitstag?

Um diese Uhrzeit begann ich noch nicht mit dem Unterricht, sondern hockte mich lediglich vor den PC, was an sich ja ein rein privates Vergnügen darstellt, und fing an, über meine Erlebnisse und Erfahrungen zu berichten. So früh am Morgen war ich am besten in der Lage, mich zu konzentrieren und keiner kam auf die Idee, mich zu stören.

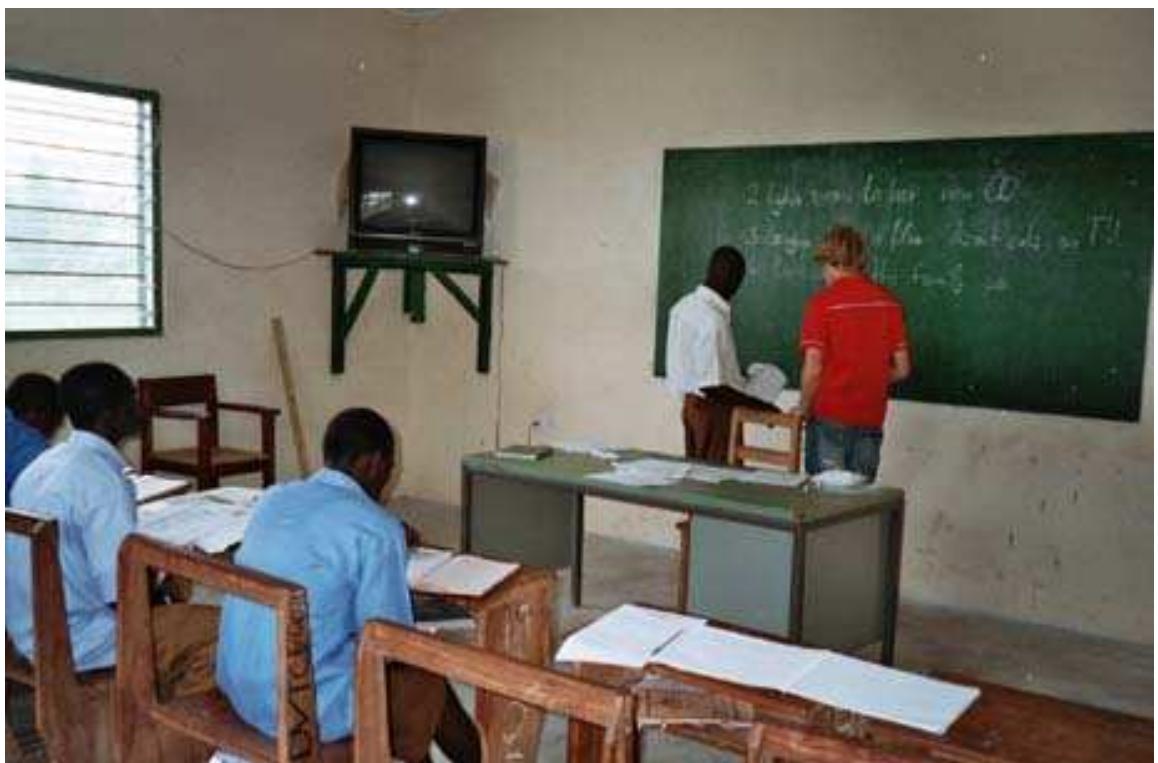
Ohnehin nutzte ich fast jede freie Minute, um am PC etwas Gescheites oder aber meine Unterrichtsvorbereitungen zu tippen, sofern dieser nicht von der Sekretärin belegt wurde.

Gegen 7.45 Uhr kam die Sekretärin herein und ich musste vom Schreibtisch weichen.

Ich schaute mir in der Regel den Stundenplan an und bereitete mich mental und seelisch auf die Hölle vor, die mich in Form meiner Schüler um 8.00 Uhr erwartete.

Theoretisch sollte der Unterricht um 8.00 Uhr beginnen, doch normalerweise wurde daraus vor 8.30 Uhr nichts. Die Schüler kamen entweder zu spät oder sie waren damit beschäftigt, den Schulhof oder den Klassenraum zu säubern. Ghanaer und Pünktlichkeit, eine unpassende Kombination! Was allerdings nie vorkam, so wie es in Deutschland normalerweise der Fall ist, dass ein Schüler wegen Verschlafens zu spät kam.

In der Regel quälte ich mich mit den Jungen bis 11.00 Uhr, und mit den Mädels von 11.30 Uhr bis 14.30 Uhr.



Ich hatte eine Verpflichtung von 15 Stunden Unterricht pro Woche.

Meine Unterrichtsverpflichtung war eigentlich ein wenig dürfzig. Hätten die Schüler mehr Interesse gezeigt, wäre ich durchaus bereit gewesen, mehr Unterricht zu geben, auch nach Unterrichtsende.

Doch diesen Plan, mehr Unterricht zu geben, hatte ich relativ schnell ad acta gelegt, als ich eines Montags vor einer komplett leeren Klasse stand, da die Schüler in ihre Dörfer gefahren waren. Damals hatte ich nur noch einen Gedanken: Lass sie einfach gewähren.

Ich habe mich hier schon so viel abgemüht, das ist es nicht mehr wert. Ich werde jetzt einmal an mich denken und die Zeit nutzen, um am Computer mehr zu arbeiten zwecks Berichterstattung nach Deutschland.

Warum sollte ich mich bei dieser unzuverlässigen Art noch für die Schüler einsetzen? Ich sah mich nicht in der Lage, die Schüler zu Recht und Ordnung und zu Pünktlichkeit zu erziehen, wenn sie nicht auch selber ein wenig mitzogen. Ich wusste nur eins. Mit diesem Verhalten, dass sie an den Tag legten, mit diesem Desinteresse, dieser Unpünktlichkeit und Abwesenheit vom Unterricht würden sie nie etwas im Leben erreichen und es würde sehr schwer für sie sein, auf diese Weise jemals einen vernünftigen Job als Zimmermann oder auch irgendeine andere Arbeit zu bekommen. Mir war es letztendlich egal! Mich betraf es ja nicht wirklich. Ich hatte mein Bestes versucht, hatte angeboten, sie in Englisch zu unterrichten, was ihnen sicherlich für später von Vorteil sein würde. Aber wenn die Schüler nicht wollen, kann ich auch nichts daran ändern. In zweieinhalb Wochen würde ich ohnehin nach Deutschland zurückfliegen.

Irgendwann im Leben würden sie sich ärgern und merken, dass es nicht klug war, damals im Englischunterricht nicht aufgepasst zu haben. Irgendwann würde auch bei diesen Schülern die Einsicht kommen, was für eine große Rolle Englisch in ihrem Leben spielt.

Ich merke gerade, dass ich ein wenig vom Thema abgekommen bin. Es ist mir durchaus bewusst, dass dieser Bericht sehr negativ ist. Ich möchte aber in meinen Berichten die Augen nicht vor negativen Erfahrungen verschließen, sondern vielmehr versuchen, die ungeschminkte Realität, so wie ich sie auch wirklich erlebt habe, wiederzugeben und meine persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse niederzuschreiben.

Zwischen 14.30 Uhr und 16.00 Uhr machte ich meist eine größere Mittagspause. Entweder habe ich mit Florian zusammen gegessen, oder ich bin in die Mensa der Lehreruniversität gegangen, wobei allein schon der Weg eine Stunde in Anspruch genommen hat.

Ab ca. 16.00 Uhr bis ca. 18.30 Uhr, also bis sich die Dunkelheit wie ein dunkler Schleier über Denchemuso legte, setzte ich mich noch einmal an den PC und bereitete entweder Unterricht vor oder verfasste neue, spannende Berichte.

Dann war Feierabend!

Der Feierabend, wie verbrachte ich ihn?

Meistens besuchte ich Freunde und kam gegen 21.00 Uhr oder 22.00 Uhr nach Hause. In der Regel war meine Abendgestaltung nicht sonderlich spannend. Im Anschluss widmete ich mich noch einer Lektüre oder einer Zeitschrift. Ich hatte die Auswahl zwischen französischer oder englischer Literatur bzw. Zeitschriften oder einem ghanaischen Reiseführer. Des Weiteren schrieb ich zu später Stunde noch gerne Briefe oder Postkarten.

Nachtruhe war bei mir zwischen 23.00 Uhr und 24.00 Uhr.

Mittwochs, freitags, samstags und sonntags hatte ich untermittelfrei. An diesen Tagen nutzte ich die Zeit vor dem PC, erkundete Kumasi oder war unterwegs auf Reisen.

V. Meine Reisen

1. Mein Trip nach Togo&Benin

oder auch: **Der chaotische Trip eines gescheiterten Globetrotters**

Wer mich schon länger kennt, der weiß, dass meine Familie und ich eine relativ stark ausgeprägte frankophone Ader haben. Etliche Sommerurlaube in Frankreich am Meer (La Palmyre, ca. 150 Kilometer nördlich von Bordeaux am Atlantik) haben mein Interesse für die französische Sprache, den französischen Rap und alles andere, was mit Frankreich zu tun hat, geweckt. Aus diesem Grund, so dachte ich mir, kann es ja vielleicht nicht schaden, den frankophonen Nachbarländern Ghanas mal einen Besuch abzustatten. In Frage kamen Togo und Benin, denn in der Elfenbeinküste herrschte Bürgerkrieg, und ich wollte ja nicht mein Leben für diesen Trip aufs Spiel setzen. Togo und Benin sind beide ehemalige französische Kolonien. Togo stand sogar mal unter deutscher Krone. Der Reiz für mich bestand darin, die kolonialen Überbleibsel aus dieser Zeit aufzuspüren.

Montag, 26.07.04, 6.00 Uhr morgens, die Reise geht los.

Busbahnhof, Accra, 6.15 Uhr: Ein heilloses Durcheinander von Menschen und Autos. Marktfrauen in farbenfrohen Gewändern mit ihren Kindern auf dem Rücken, die ihre Lebensmittel in den noch freien Ecken verkaufen und Leute, die wild umherlaufen und ununterbrochen schreien bis ihnen der Atem stockt: „Lomé, Lomé“, „Abidjan, Abidjan“, „Lagos, Lagos“, und viele andere Städtenamen, von denen ich noch nie zuvor in meinem Leben etwas gehört hatte. Alles in allem ein riesengroßes Chaos, indem man sich als unwissender Europäer schnell verloren fühlt.

Glücklicherweise finde ich nach relativ kurzer Zeit das passende Taxi nach Cotonou (Benin). Es ist ein ca. 20 Jahre alter Peugeot 505, den für afrikanische Verhältnisse relativ wenige Beulen und Schrammen zieren. Nun also hieß es Warten! Drei Stunden lang!

Wie schon erwähnt ist Zeit in Afrika ein Fremdbegriff. Fahrpläne sind schlichtweg unbekannt. Los geht es erst dann, wenn das Auto oder der Minibus voll belegt ist, auch wenn dieser Vorgang manchmal einige Stunden in Anspruch nehmen kann. Der Afrikaner hat in der Regel einfach viel, sehr viel Zeit.

Tausend Gedanken schießen mir durch den Kopf.

Hat man mich am Ticketschalter angeschmiert?

Ich habe doch gerade 200.000 Cedis (ca. 18 Euro) hingebüttelt und auf meinem Ticket steht »Accra to Lagos«. Aber ich will doch gar nicht nach Nigeria und schon gar nicht nach Lagos, der brodelnden Metropole, die fast so viele Einwohner hat wie Ghana insgesamt (ca. 20 Millionen Einwohner), und zudem noch als eine Hochburg der Kriminalität gilt.

Da es allerdings kein Taxi speziell nach Cotonou gibt, muss ich wohl oder übel dieses Taxi nehmen, den Fahrer freundlich darum bitten, mich an einer zentralen Stelle in Cotonou herauszulassen und den vollen Fahrpreis nach Lagos bezahlen.

Fahrten im Taxi für längere Strecken muss man in Ghana immer bis zum Endpunkt bezahlen, unabhängig davon, wo auch immer man auf der Strecke aussteigen möchte.

Ein Hauch von Erleichterung durchzieht meinen Körper, doch kein Betrug! Zwei Frauen mit jeweils einem Kind und ein junger Mann gesellen sich noch zu mir ins Auto. Das Taxi ist voll, wir sind sieben Leute, es kann losgehen!

Aflao, 13.00 Uhr: Der letzte Ort vor der Grenze nach Togo. Halt an einer Tankstelle. Sofort ist das Auto umgestellt. Fünf Personen, mit ihren Geldscheinen (Cedi, die ghanaische Währung und Franc CFA, die Währung in den frankophonen afrikanischen Ländern, die Mitglied der Westafrikanischen Währungsunion {ECOWAS} sind) herumwedelnd, lächeln uns entgegen. Ein reger Handel um Kröten und Moneten beginnt. Geldumtausch in Afrika!

Zu Fuß geht es nun über die Grenze.

Mein erstes Problem – das Visum! Ich Trottel habe gar kein Visum für Togo, geschweige denn für Benin. Ich habe damals in Deutschland ein Multientry-Visum beantragt. Mit der Annahme,

dass ich damit jedes afrikanische Land problemlos bereisen kann, wie es in der EU heutzutage der Fall ist, lag ich wohl mächtig daneben. Mein Visum gilt nur für Ghana und besagt lediglich, dass ich mehrmals ein – und ausreisen darf, sonst aber auch nichts. Vielleicht hätte ich mich mal besser informieren sollen; aber das denkt man sich im Nachhinein ja immer.

Kein Visum, also »Zahlemann & Söhne«. 10.000 CFA (ca. 15 Euro) berappe ich für ein Transit-Visum, das dann eine ganze Woche lang Gültigkeit hat.

Als ob das Ganze noch nicht schlimm genug wäre, kommen Verständigungsprobleme mit den französisch parlierenden Grenzbeamten hinzu.

Nach fast vier Monaten unentwegtem Englisch sprechen und Unterrichten schien mich mein altes, in zahlreichen Frankreich-Urlauben erprobtes und erweitertes Schulfranzösisch verlassen zu haben.

Mit Händen und Füssen gelang es mir dann doch noch, eine notdürftige Kommunikation mit den Grenzbeamten herzustellen. Und nachdem noch ein wenig Geld für das Feierabendbier des Beamten heimlich, d.h. versteckt in dem zu stempelnden Reisepass, in seine Hände geflossen war (so sind sie halt, die afrikanischen Beamten, immer auf der Suche nach Geld), gab er mir den lang ersehnten Stempel und ich konnte einreisen.

Kurz nach der Grenze auf dem anstehenden riesigen Parkplatz. Panik steigt in mir auf. Wo ist das Taxi, der Peugeot 505, in dem all mein Gepäck und sonstige wichtige Utensilien von mir verstaut sind? Doch der Taxifahrer, ein freundlicher Nigerianer, hat gewartet. Puh! Erleichterung!

Weiter geht's!

Grenzort zur Grenze nach Benin (keine Ahnung, wie der Ort hieß), 14.00 Uhr.

Natürlich kommen die gleichen Probleme auf mich zu wie an der vorigen Grenzstation! Wie soll es auch anders sein – ich habe ja auch kein Visum für Benin! Mir wird wiederum ein Transit-Visum ausgestellt. Diese Beamten erledigen ihren Job sogar ganz ohne die in vielen afrikanischen Ländern als ganz normal angesehene kleine Handreichung von Geld unter dem Tisch. Der Stempel hat dafür aber auch nur eine Gültigkeit von zwei Tagen. Ich hatte eigentlich geplant, in Benin ein wenig länger zu bleiben. Freundlich wurde ich darauf hingewiesen, dass ich mich am nächsten Tag im Immigration Office in Cotonou einfinden solle. Nein danke, denn dass hieße wieder zahlen! 30 Euro - das ist eindeutig zuviel für meinen ohnehin geplagten Geldbeutel, der zur Zeit ohne Einkommen auskommen muss. Die Summe würde meinen Finanzrahmen

eindeutig sprengen. Außerdem habe ich hier in Togo und Benin keinerlei Möglichkeit, an Geld zu kommen. Meine Bank (Barclays Bank) ist nicht vertreten, harte Währung (Euro) habe ich schon lange nicht mehr und Traveller Schecks besitze ich aufgrund des schlechten Wechselkurses nicht. In Windeseile schmiede ich einen neuen Plan: Zwei Tage Benin, in denen ich mir lediglich die Hauptstadt Cotonou anschau. Hoffentlich gefällt mir dieses Land nicht allzu gut, so dass eine kurze Besichtigung ausreicht!

Ankunft in Cotonou, ca. 17.00 Uhr.

Cotonou wird von den Einheimischen spaßeshalber »Cocotrous« genannt, was in der einheimischen Sprache so viel wie »Küste mit Löchern« heißt und auf den schlechten bzw. besser gesagt miserablen Zustand der Straßen, besonders der Nebenstraßen, anspielt. In der Regenzeit kann man gar nicht mehr von Straßen sprechen. Vielmehr ähneln die Nebenstraßen dann unruhigen Seen und reißenden Flüssen. Cotonou ist mit ca. 500.000 Einwohnern Hafen-, Verwaltungs- sowie Regierungssitz Benins. Aufgrund seiner nahe gelegenen Strände hat es den Reiz eines Badeortes, für den, der es sich leisten kann. Was die Sehenswürdigkeiten anbelangt, hat Cotonou dem Touristen nicht viel zu bieten.



Mein erster Eindruck war geprägt von Mofas mit Fahrern in gelben T-Shirts, von denen es hier verdammt Viele gibt. An jeder Straßenecke und überhaupt überall scheinen diese Mofas

herumzuwuseln. „Tu veux ? (Willst du?)“; „Ami, on bouge? (Freund, man bewegt sich?)“ schallt es an jeder Ecke dem ahnungslosen Fußgänger entgegen, so dass man den von außen betrachtet sehr lustig anmutenden Gefährten wirklich nicht entgehen kann. Sie heißen übrigens »Zemijan«, was in der lokalen Sprache »Transportiere mich schnell« heißt. Ich hatte vor dem ersten Mal echt Angst, doch diese Art von Fortbewegungsmittel macht echt Spaß.

Helme?

Fehlanzeige!

Die gibt es natürlich nicht. Es ist also gefährlich!

Aber was, frage ich mich, ist hier in Afrika schon ungefährlich?

Betrachten wir doch mal das gesamte Transportsystem in Afrika – veraltete und verbeulte Autos und Busse mit diversen technischen Mängeln und meist nicht funktionierender Beleuchtungsanlage. Kurz, Reisen in Afrika kann man wirklich nur auf eigene Gefahr!

18.00 Uhr: Endlich, die Hotelsuche hat ein Ende, ich habe etwas gefunden. Nicht das was ich gesucht habe, aber egal – 6.000 CFA (ca. 9 Euro) die Nacht! Okay! Ein Zimmer mit Doppelbett (Einzelzimmer gibt es in Afrika kaum), ein kahler Tisch, ein Ventilator, eine Gemeinschaftsdusche und eine Gemeinschaftstoilette. Letztere befindet sich in einem verdammt dreckigen Zustand, noch nicht einmal Klopapier ist vorhanden. Außerdem entspricht die Bettwäsche nicht ganz meinen Vorstellungen von frisch gewaschen. Wenn ihr mich fragt, die letzte Absteige, die zudem noch drei Kilometer vom Stadtzentrum entfernt liegt. Wahrscheinlich genau das richtige Hotel für den typischen Rucksacktouristen, der auf jeglichen Komfort verzichtet und den auch die dreckigste Gemeinschaftstoilette nicht abschreckt. Meine Welt ist das aber nicht! Ich bin wohl kein wirklicher Rucksacktourist!

Ich werde auch das überleben!

Die erste abendliche Erkundung, eine nette Begleitung findet sich schnell in der Person eines 32 Jährigen aus Niamey (der Hauptstadt Nigers). Immer noch am Kämpfen mit meinen vergessenen Französisch-Kenntnissen, bekomme ich nicht viel heraus und lasse deshalb hauptsächlich ihn reden. Auf diese Weise erfahre ich allerhand Wissenswertes über seine Heimat Niger, was ich sehr interessant finde. Außerdem werde ich von ihm zweimal zum Essen eingeladen und zu

einem beninischen Bier (auch hier kann man über das Bier nicht meckern) kann ich nicht nein sagen. Ein echt netter Kerl!

Mitternacht, Zeit für die Heia. Tausend Gedanken, besonders die Probleme mit den Grenzbeamten, schießen mir durch den Kopf und halten mich vom Schlaf ab. Nach einer Stunde Schlaf und einer Dusche in diesem Drecksloch ist mein erster Gedanke – nichts wie weg! Also, Rucksack auf die Schulter, Fotoapparat in die Tasche und auf geht's, Cotonou wartet auf mich!

Doch schon nach kurzer Zeit kommt die Enttäuschung! Keine riesigen Bürogebäude oder Hotelkomplexe, die eine Hauptstadt sonst zu bieten hat. Die Stadt zeigt wenig Sehenswertes. Für den auf der Suche nach touristischen Attraktionen wartenden Besucher hat Cotonou eindeutig zu wenig. Mein Gang führt mich vorbei an einem Handwerkerdorf mit ganz passablen Souvenirs und einem Buchladen, der für mich das Highlight Cotonous bildet. Eine riesige Auswahl an französischer Literatur ist vorhanden.

Es gibt kaum vernünftige Buchläden in Afrika; deswegen meine unbändige Begeisterung über diese Ausnahme.

Ich hätte durchaus den ganzen Laden aufkaufen können, habe mich aber letztendlich nur für zwei Bücher entschieden.

Nachmittags, die Suche nach einem halbwegs vernünftigen Hotel geht weiter.

Ergebnis?

Die letzte Absteige Nr. 2, was soll's, das kann ich jetzt auch nicht mehr ändern! Das Hotel liegt wenigstens im Zentrum, und zwar genau am Busbahnhof, von dem die Taxen nach Lomé fahren. Ich kann mir quasi vom Balkon aus mein Taxi nach Lomé ordern, denn dort soll es ja am nächsten Morgen hingehen.

Der Abend. Nach vier Monaten afrikanischem Essen (was jetzt nicht heißen soll, dass ich es nicht mag, nein ich liebe es sogar!) ist es an der Zeit, mal wieder ein europäisches Essen zu genießen.

Ente mit Pommes, lecker! Pommes, lang, lang ist es her, diese gegessen zu haben.

Mac Donalds und Co. gibt es hier (noch) nicht.

Das Essen wird sogar mit Baguette serviert. Ihr müsst wissen, dass ich Baguette liebe. In Ghana kann man das Brot echt vergessen und Baguette gibt es natürlich schon gar nicht. In Benin allerdings findet man die netten Baguetteverkäuferinnen mit ihren klapprigen Holzständen an jeder Straßenecke, so dass man in der Lage ist, auch auf der Straße vernünftig zu frühstücken. Sichtlich zufrieden gestellt, kehre ich zurück ins Hotel.

„Salut, tu veux baisser? (Hallo, willst du bumsen?) Je veux te donner une jolie fille! (Ich will dir ein hübsches Mädchen geben)“, fragt mich der Hotelangestellte an der Rezeption. Dankend und mit der Begründung, dass ich eine Freundin in Ghana hätte, lehne ich das Angebot ab.

Mittlerweile habe ich keine Probleme mehr mit meinem Französisch. Ich bin wieder in der Lage, es fließend zu sprechen. Ja, es gab da sogar Einige, die mich für einen waschechten Franzosen gehalten haben!

Nach einer Nacht, diesmal mit immerhin drei Stunden Schlaf, mache ich mich sodann auf den Weg nach Togo bzw. Lomé. Diesmal treten keine Probleme an der Grenze auf (mein Visum für Togo hat ja noch eine Gültigkeit von fünf Tagen).

Lomé ist die schöne etwa 700.000 Einwohner zählende Hauptstadt Togos, direkt am Strand gelegen und unmittelbar vor den Toren Ghanas. Und was sehe ich hier überall? – »Yubows« so wird der weiße Mann in den frankophonen afrikanischen Ländern genannt). Verhältnismäßig viele Weiße gibt es hier.

Viele Europäer haben sich hier sogar fest niedergelassen. Zudem kommt jedes Jahr ein zahlenmäßig stark ausgeprägter Touristenstrom von Europäern nach Lomé.

Meine erste Besichtigung gilt dem Goethe-Institut, welches leider zurzeit gerade renoviert wird. Auch beim französischen Kulturzentrum habe ich Pech. Aufgrund von Betriebsferien ist es geschlossen. Weiter führt mich der Weg vorbei an hochstrebenden Bürogebäuden und riesigen Hotelanlagen.

Lomé, so kann man wohl sagen, ist von den westafrikanischen Ländern die am weitesten erschlossene Stadt, was den Tourismus anbelangt.

Von vielen wurde Lomé früher als eine der angenehmsten Hauptstädte Westafrikas bezeichnet. Nicht nur die lange, direkt am Meer gelegene, von Palmen gesäumte Uferpromenade (»Marina« genannt) und die asphaltierten Strassen, sondern auch die zahlreichen alten im Kolonialstil

errichteten Gebäude um den Grand Marché herum, geben dieser Stadt eine besondere Note. Man findet in dieser Stadt auch einige europäische Restaurants und Supermärkte nach europäischem Standard. Ich meine damit solche, die auch Einkaufswagen zu bieten haben. Und die einheimische Bevölkerung scheint mir hier noch freundlicher und aufgeschlossener zu sein als in Ghana.



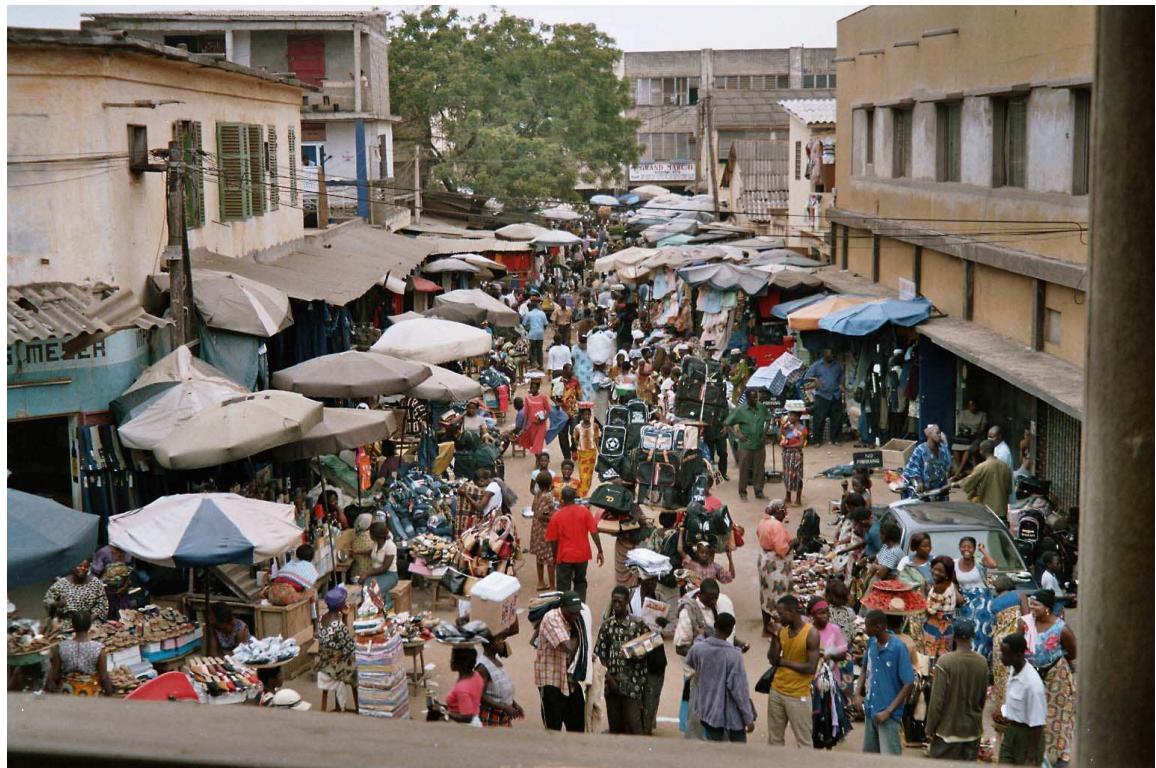
Meine nächste Station war die Rue du Commerce, in der sich allerhand Kunsthandwerk findet. Von Stand zu Stand, ein Schnack nach dem anderen. Schöne Skulpturen, Masken, Holzfiguren, Taschen, Ketten, Stoffe und alles, was das Herz sonst noch so begehrte, wird hier präsentiert. Viele nette Verkäufer, die ihre Ware an den ahnungslosen »Yubow« verkaufen wollen. Einer von ihnen hat sogar, schätzungsweise aus strategischen Gründen, Deutsch gelernt. Mit den Worten „Das ist nicht teuer, das ist nicht teuer!“, die er ungefähr 10-mal wiederholt, möchte er mir unbedingt eine Holzfigur andrehen. „Ich werde es mir überlegen“ sagend, lehne ich das Angebot ab. Das Ergebnis ist, dass die Miene des noch vor wenigen Sekunden sehr freundlichen Verkäufers sich in ein wütendes Etwas verwandelt. Ich erkläre ihm, dass ich gerade erst angekommen bin und noch nicht einmal ein Hotel habe und mich deswegen erst später zu einem

Kauf entscheiden möchte. Jetzt wiederum freundlich bringt er mich, obwohl er eine Kriegsverletzung zu haben scheint, zu einem im Vergleich zu Cotonou echt luxuriösem Hotel. »Le Galion«, ein Hotel mit Pariser Besitzer, der für mich den typischen Franzosen mit französischem Humor und Bierwampe (oder soll ich sagen Weinwampe?) darstellt. Ein großes Doppelbett mit Tisch und Stuhl, saubere Bettwäsche(!), ein frisches Stück Seife, Klopapier und vor allen Dingen, ein eigenes sauberes Badezimmer. Und das alles, man kann es kaum glauben, zu einem günstigeren Preis als in Cotonou! Nur 5.000 CFA (weniger als 8 Euro) bezahle ich für die Nacht! Eine nette Bar und ein gutes Restaurant mit halbwegs vernünftigen Preisen ergänzen das Angebot des Hotels. Die Bar scheint Treffpunkt vieler Weißen zu sein. Am Abend sieht man viele Franzosen und Schweizer auf einen Drink vorbeikommen. Hier könnte ich durchaus länger bleiben!

Mit dem Versprechen (mein großer Fehler!), den Mann vom Markt, der mich gerade zu dieser äußerst angenehmen Unterkunft gebracht hat, am Nachmittag zu besuchen, verziehe ich mich in mein Zimmer, um mich ein wenig auszuruhen.



Nachmittags geht es weiter. Das erste Mal in Afrika traue ich mich auf den Markt. Der Markt von Lomé, der helle Wahnsinn! Menschen, aus allen Teilen Afrikas kommend, vertreiben ihre Waren hier. Und da man als »Yubow« ständig angesprochen wird, lasse ich mich auf diverse Gespräche ein. Meine erste Frage lautete immer: „Where are you from?“ Es war sehr interessant, so viele Leute aus verschiedenen Kulturen und Ländern, zusammengewürfelt auf einem Markt, kennen zu lernen. Und die Preise hier, der absolute Hammer! Was Kleidung und sonstige Sachen anbelangt, ist Ghana ja schon ausgesprochen günstig, aber hier ist alles noch einmal mindestens um die Hälfte günstiger! Unter solchen Voraussetzungen ließ sich ein Kaufrausch nicht vermeiden! Ich war erfolgreich in Sachen Hosenkauf. Dieser Kauf nahm allerdings über eine Stunde in Anspruch. Eine Stunde, in der diskutiert, heftig gefeilscht und gelabert wurde. Ja, es wurde sogar gebetet! (Die Verkäufer waren strenggläubige Moslems.) Irgendwann, nach langer Zeit, war dann der meiner Meinung nach richtige Preis ausgehandelt und Scheine wechselten den Besitzer. Zu guter Letzt habe ich noch coole Schuhe gefunden. Ich konnte an diesem Tage echt von mir behaupten, dass ich erfolgreich war und meine metrosexuelle Ader auf diese Art und Weise befriedigen konnte.



Zurück zum Hotel – ein wenig Entspannung und Faulenzen war mal notwendig, denn so ein Städtetrip kann ganz schön anstrengend sein. Abends noch einmal europäisch essen (das Hotel bietet europäische Gerichte an). Spaghetti kamen auf den Tisch, hmm, lecker! Es wird hier sogar mit Käse serviert! Käse ist in Afrika weitgehend unbekannt und sehr teuer.

In diesem Hotel kann ich mich bestimmt gut erholen, dachte ich mir. Denkste! Die kleinen lästigen umherschwirrenden Moskitos in meinem Zimmer, die in Deutschland unbekannt sind, machten mir einen Strich durch die Rechnung und so schlug ich mir damit die Nacht um die Ohren. Meine nächste Malaria lässt bestimmt nicht lange auf sich warten!

Und ich Trottel habe natürlich mein Moskitonetz, Moskitospray und sonstige wichtige Utensilien zwecks Mosquitoabwehr vergessen, so dass die Blutsauger mich die ganze Zeit problemlos ärgern konnten. Mit Schlaf war auf diesem Trip nicht allzu viel. 10 Stunden in vier Nächten! Nicht gerade so mein Fall, um fit und erholt zu sein.

Donnerstagmorgen, ohne Zweifel der Horrormorgen schlechthin für mich! Ich wäre sogar fast im Gefängnis gelandet! Es begann folgendermaßen:

Vor dem Präsidentenpalast morgens um 6.00 Uhr: Es ist noch nicht viel los in Lomé und von Soldaten weit und breit keine Spur. Doch ich will auf Nummer Sicher gehen, ob es denn wohl erlaubt ist, Fotos vom Palast zu machen. Man weiß es in Afrika ja nie. Nachdem mir ein Passant, ein ca. 15 jähriger Jugendlicher bestätigt, ich könne so viele Fotos machen, wie ich möchte, fühle ich mich frei, Erinnerungsfotos auch hier zu machen. Doch schon nach dem zweiten Foto kommt ein junger Mann auf mich zu, gut getarnt in einem alten Jogginganzug, und befiehlt mir, mit ihm zu kommen; er gehöre dem Militär an und es sei strengstens verboten, Fotos vom Palast zu machen.

So ein Mist! Das hat mir gerade noch gefehlt. „Gib mir mal schön deinen Ausweis, deinen Fotoapparat und dann stecken wir dich ins Gefängnis! Fotos vom Palast sind nicht gestattet!“, tönt es aus dem Mund eines sehr unfreundlichen Soldaten in einem leicht triumphierenden Ton. Abermillionen Gedanken schießen mir gleichzeitig durch den Kopf. Ärger mit dem Gesetz, und dass ausgerechnet 5.500 Kilometer von meinem Heimatland entfernt! Damit habe ich nun ganz und gar nicht gerechnet. Aber ich bin in Afrika! Hoffentlich kann mir die deutsche Botschaft, die nur ca. 100 Meter entfernt ist, aus dieser Situation heraushelfen?

Ich fange an, mich zu entschuldigen und versuche die Situation zu erklären. Ich sage, dass ich wirklich nicht wusste, dass Fotos hier verboten sind und ich mich deshalb an einen Passanten gewandt hatte, der mir eindeutig bestätigte, dass Fotos gestattet seien. Nach dieser Anschuldigung wird der Passant einfach weggeschickt. Was sollte ich denn machen? Ich war doch gar nicht in böser Mission hier. Mir wurden anscheinend üble Spionageabsichten unterstellt. Einer von den fünf Soldaten nahm sich sodann ein Herz und versuchte, mir aus der Patsche zu helfen.

Ein längeres Gespräch folgt. Ich erkläre ihm, dass ich beabsichtige, eine Reportage über Afrika zu schreiben, da meiner Meinung nach die Medien in Europa ein negativ verzerrtes Bild über Afrika verbreiten (hauptsächlich Berichte über Kriege und Konfliktherde in Afrika reflektieren mehr die negativen Seiten als die des doch so bunten Afrikas; ansonsten hört man nicht viel über den oft bewusst so genannten »Schwarzen Kontinent«).

Ich müsse nicht ins Gefängnis, auch könnte ich meinen Fotoapparat mit Film (er wolle nicht, dass die anderen Fotos verloren gehen) behalten, doch es werde teuer, sagt der Soldat zuvorkommend. Ich soll 100.000 CFA (ca. 150 Euro) zahlen, was meinen Finanzrahmen von 15.000 CFA komplett sprengen würde. Verzweifelt und um Gnade bittend biete ich 10.000 CFA an, was nach einer etwas längeren Diskussion mit den Beamten diesen dann doch ausreicht. Der nette Soldat begleitet mich noch ein Stückchen und fängt dabei an, über seine Kollegen zu lästern. Er sagt mir, dass diese aus dem Norden kämen. Die Leute von dort scheinen nicht gerade die Freundlichkeit in Person zu sein! Sichtlich erleichtert (vielleicht sogar leicht triumphierend) ziehe ich von dannen. Die angeblichen Spionagebilder habe ich noch, sie sind aber ehrlich gesagt nicht sonderlich sehenswert!

Mein Vorsatz für die Zukunft: Immer ältere Leute fragen. Auf diese Weise gab es im Laufe des Tages keine Probleme mehr mit den Gesetzeshütern.

Doch das nächste Problem ließ nicht lange auf sich warten.

Auf dem Markt treffe ich diejenige Person, die mich am Vortag zum Hotel begleitet hatte. Die freundliche Art vom Vortage ist nun vollends verschwunden. Er ist sauer. Ich hatte ihm ja den versprochenen Besuch am Nachmittag des Vortages nicht mehr abgestattet. Da er mich zum Hotel geführt hatte (was ich aber auch niemals von ihm verlangt hatte), besteht er nun darauf, dass ich irgendetwas bei ihm kaufen soll. Doch da mir die Preise zu hoch scheinen, denn ich habe

mit anderen Händlern verglichen, und ich Dank des Militärs wirklich nur noch wenige Münzen in der Tasche habe, suche ich verzweifelt nach einem Ausweg. Ich erkläre ihm meinen Ärger mit dem Militär vor dem Präsidentenpalast und dass ich dort fast mein ganzes Geld verloren habe. Aber es scheint nicht zu helfen. Er lässt nicht davon ab, ich muss etwas kaufen! Er begleitet mich sogar bis zum Hotel.

So ein Mist! Wie soll ich den denn wieder loswerden, denke ich leicht verzweifelt.

Da er bereit ist, die ghanaische Währung Cedi zu akzeptieren, beschließe ich, auch wenn es eindeutig nicht der richtige Weg ist (es scheint mir persönlich aber die einzige Lösung zu sein), ihn anzuschmieren, damit ich endlich meine lang ersehnte Ruhe habe.

Meine Prognose für das Gelingen des Deals war, dass er den Wechselkurs von CFA und Cedi nicht kennen würde. So war es dann auch.

Also drücke ich ihm Cedis in die Hand und behaupte, dass diese dem zuvor ausgehandelten Preis in CFA entsprechen würden. Zur Bestätigung zeige ich ihm noch den Währungsrechner auf meinem Handy (welchen ich natürlich vorher manipuliert hatte). Auf diese betrügerische Art und Weise bin ich ihn dann endlich losgeworden. Doch was soll ich machen, wenn der Betrug auffliegt? Er kennt ja mein Hotel! So richtig erleichtert war ich doch noch nicht. Aber am nächsten Morgen würde ich ja sowieso fahren!

Nun ist es Mittag. »Alt-München«, ein deutsches Restaurant am Hafen von Lomé mit bayrischem Ambiente, wartet auf mich. Die Speisekarte, ein Traum für jeden, der einmal richtig lang nicht mehr in den Genuss von deutschem Essen gekommen ist! So viele leckere deutsche Gerichte! Die Zeit ist einfach reif für eine deftige deutsche Speise! Und wo kann man das besser genießen, als in einem Entwicklungsland in Afrika, das vor 90 Jahren einmal zur deutschen Krone gehört hat. Meine fast letzten CFA investierte ich also in einen knusprig gebratenen Jägerbraten mit Champignons und Spätzle (auf Französisch: Escalope de porc „chasseur“ avec champignons et Spätzle). Mit sichtlicher Begeisterung stopfe ich das vorzügliche Essen in mich hinein. Es ist eine Gaumenfreude und ich werde satt.

Nachmittags, ein letzter langer Spaziergang durch die Stadt, leider ohne Fotoapparat, die Batterie ist alle (deswegen konnte ich Lomé kameratechnisch gesehen nicht ganz erfassen).

Am Abend, als Abschluss sozusagen, musste noch ein togolesisches Bier probiert werden und ich kam in den Genuss von einem Ricard (ein französischer Anisschnaps, den ich in meiner Jugend auf meinen zahlreichen Frankreichtrips immer sehr und auch des öfteren im Übermaß genossen habe).

Freitagmorgen, Rückkehr nach Ghana. Schweren Herzens, aber auch ein wenig erleichtert muss ich diese Stadt verlassen, Ebbe in meinem Portemonnaie. Die Grenze konnte ich vom Hotel aus zu Fuß überqueren. Keinerlei Probleme wird es diesmal geben, denke ich mir! Aber, ha ha, Pustekuchen! Die Einreise stellt kein Problem dar, doch der letzte Grenzposten! Als ich diesen durchqueren möchte, tippt mir ein freundlich lächelnder junger Mann auf die Schulter und weist mich auf ein Muster von einem Internationalen Gelbfieberausweis hin, den man für jede Einreise nach Ghana braucht.

Klar, den habe ich! Mit dem bin ich ja damals nach Ghana eingereist. Oh, ähm, ich glaube, den habe ich vergessen. Ja, der müsste bei mir zu Hause in Denchemuoso liegen, schießt es mir durch den Kopf. Nach einigen Erklärungsversuchen meistere ich dann aber auch diese Hürde.

Willkommen zurück in Ghana.

Mein Geld reicht gerade noch aus, um nach Accra zu gelangen und dort die nächste Filiale der Barclays Bank aufzusuchen, damit ich die Fahrkarte nach Kumasi bzw. nach Denchemuoso lösen kann. Nach 14 Stunden Fahrt (davon ganze fünf Stunden Aufenthalt in Accra, weil der Minibus einfach nicht voll werden wollte) komme ich völlig erschöpft und total übermüdet in Denchemuoso an, wo die Leute schon schlafen.

Zum Abschluss dieser Reise kann ich sagen, dass es ein Wahnsinnstrip war, den ich so schnell bestimmt nicht vergessen werde. Ärger mit den Grenzbeamten, Probleme mit dem Militär und fast im Gefängnis gelandet, in der letzten Absteige übernachtet usw.... .

Ich habe gelernt, dass Reisen in Westafrika in keinerlei Hinsicht vergleichbar ist mit dem Reisen in der EU, wo man eigentlich nie Probleme hat. Strikte Grenzkontrollen, unfreundliche Grenzbeamte und ständige Polizeikontrollen auf der Strecke machen das Reisen nicht gerade zu

einem großen Erlebnis. Ich allerdings fand gerade das sehr spannend. So wird aus einer Reise ein riesengroßes Abenteuer, denn man weiß nie, was als Nächstes kommt.

Insgesamt war dieser Trip eine mehr oder weniger abenteuerliche Begegnung mit der frankophonen afrikanischen Welt, vor allem im Gegensatz zu dem englisch geprägten Ghana.

Des Weiteren ist mir aufgefallen, dass die Menschen in den frankophonen afrikanischen Ländern noch einen Tick freundlicher und aufgeschlossener sind als in Ghana (wobei aber auch die Ghanaer unheimlich freundlich sind und gerne auf jeden Fremden zugehen).

Die Reise war für mich persönlich auch ein positives Wiedersehen mit der französischen Sprache, meiner Lieblingssprache. Nach anfänglichen großen Verständigungsproblemen sehe ich mich nun wieder in der Lage, eine französische Konversation zu führen und aufrecht zu erhalten. Bei all meiner Sympathie für die französische Sprache frage ich mich wirklich, warum ich in Afrika zum Englischlehrer geworden bin? (Was jetzt nicht heißen soll, dass dieser Job mir keinen Spaß macht! Er gefällt mir auch sehr gut!)

Aber vielleicht wird es mich ja später mal beruflich in ein frankophones afrikanisches Land ziehen. Wer weiß? Die Würfel sind noch nicht gefallen...

2. Zwei Deppen in Ghana (Eastern Region)

Zusammen mit Florian, einem 24-jährigen Zimmermann aus München, der für acht Wochen in dem Projekt mithelfen wollte, und mit dem ich meine kleine Bude teilen musste, hatte ich geplant, einen Trip auf dem Voltasee, dem größten See Ghanas, zu machen.

Die Reise auf dem Voltasee stellt eine günstige und äußerst schöne Alternative zum Busverkehr in den Norden dar. Man sieht die Landschaft aus einer ganz anderen Perspektive. Es öffnen sich einem sagenhafte Landschaften und unvergessliche Sonnenuntergänge laut dem Reiseführer von Jojo Cobbinah. Grund genug für uns, dies einmal selber auszuprobieren.

Aufgrund fehlender Planung und einem zu großen Vertrauen in den Reiseführer (der Reiseführer ist toll, aber er scheint nicht mehr so ganz auf dem neuesten Stand zu sein), kamen wir an einem völlig leeren Hafen an, ohne das sonst so normale Gewirr von Leuten. Die nächste Abfahrt sollte erst in sechs Tagen sein!

Dumm gelaufen, dachten wir uns. Wir sind wohl zwei Deppen in Ghana.

Also, kurze Überlegung.

Neuer Plan: Koforidua, die Hauptstadt der Eastern Region, die in einer reizvollen von Hügeln geprägten Landschaft liegt. Die Stadt soll angeblich auch für die schönsten Frauen Ghanas bekannt sein. Mir persönlich ist in Bezug darauf kein Unterschied aufgefallen. Die Frauen in Ghana sind allgemein sehr hübsch.

Am nächsten Tag führte uns der Weg in den alten Botanischen Garten von Aburi, der 1890 von britischen Kolonialbeamten als Forschungsstation für die Landwirtschaft angelegt wurde. Es handelt sich um ein weitläufiges Parkgelände mit ausgewachsenen, imposanten Bäumen und vielfältigen Pflanzen, die Vögel und bunte Schmetterlinge anziehen. Viele der Bäume und Pflanzen kommen auch aus anderen tropischen Ländern. Man kann hier also die ganze Schönheit des tropischen Pflanzenwuchses betrachten. Zudem ist der Park sehr erholsam und bietet sich gut für einen Tagesausflug an.

Nach der Besichtigung sind wir noch durch den Ortskern gelaufen, der von den abgeblätterten Fassaden der Häuser aus der kolonialen Blütezeit stark geprägt ist.

Zu Zeiten der Kolonie »Goldküste« hatte das Städtchen eine unheimliche Anziehungskraft auf Missionare, die Aburi als einen Hauptstandort für ihre Christianisierungsbemühungen gewählt hatten. Alte heruntergekommene Kolonialbauten zeugen vom kolonialen Erbe, machen aber auch deutlich, dass die Stadt in die Jahre gekommen ist und die Häuser mit der Zeit immer weiter verfallen sind.



Am nächsten Tag sollte es wieder nach Hause gehen. Auf dem Weg besuchten wir noch ein auf unserem Weg liegendes Kakao-Institut in New Tafo. Bei der Besichtigung haben wir uns erneut wie zwei Deppen gefühlt. Wir kamen an, es war natürlich viel zu früh, 7.00 Uhr morgens. Als wir den Wunsch äußerten, uns das Institut näher anzuschauen, stellten wir einen sehr ratlosen Blick im Gesicht des Wächters am Eingang fest. Wie aus heiterem Himmel schossen mir plötzlich mehrere Fragen durch den Kopf:

„Waren wir hier die ersten Weißen?“

„Ist dies keine touristische Attraktion?“

„Gibt es hier denn gar keine Führungen?“

Eine nette junge Dame hat sich dann doch bereit erklärt, uns eine sehr interessante und aufschlussreiche Führung zu bieten.

Wir waren auch nicht die ersten Weißen; eine Anmeldung ist in der Regel jedoch angebracht.

Des Weiteren haben wir auf dieser Reise die merkwürdige Bekanntschaft mit einem Jungen in unserem Alter gemacht.

Dieser wollte uns unbedingt das Haus seines Vaters zeigen. Schön und gut, wir kamen mit, denn es lag um die Ecke. Bei ihm zu Hause wurden wir erst einmal kulinarisch verköstigt. Der riesige Teller Reis war genau das Richtige für eine ausgehungerte Person wie mich. Dann wollte er uns noch das zweite Haus seines Vaters zeigen. Ich fragte ihn, ob es denn weit weg sei? Er verneinte. Doch ehe wir uns versahen, befanden wir uns in einem Kleinbus irgendwo in der Pampa etwa 20 Kilometer von Koforidua entfernt. „Nicht weit weg“ ist in meinem Verständnis etwas anderes!

Auf jeden Fall kamen wir wieder sicher im Hotel an, und dass alles auf seine Kosten. Ich frage mich noch heute, was das sollte? Gilt es als Statussymbol, mit Weißen abzuhängen und jedem zu zeigen, dass man sogar in der Lage ist, für all ihre Unkosten aufzukommen?

3. An der Küste I

Am 19. August bin ich nach Cape Coast aufgebrochen. Cape Coast war von 1844 bis 1876 die Hauptstadt der Kolonie »Goldküste« und bildet heute das Verwaltungszentrum der Central Region. Heute ist es zudem eine wichtige Universitätsstadt. Vor allen Dingen historisch betrachtet ist Cape Coast eine sehr interessante Stadt. Sie ist von alten heruntergekommenen Kolonialbauten mit abgebröckelten Fassaden geprägt. Abgeblätterte Schönheit zeugt von den blühenden Tagen der Vergangenheit. Doch seit den alten Hauptstadttagen scheint sich in Cape Coast nicht viel getan zu haben. Lässt man die Bauten richtig auf sich wirken, so fühlt man sich beim Stadtrundgang ins 19. Jahrhundert zurückversetzt. Aufgrund der schrecklichen Vergangenheit hatte der Rundgang für mich aber auch einen bitteren Beigeschmack. Das Wirken und Tun der Briten, der Kolonialherren, die sich damals für etwas Besseres gehalten haben und aus diesem Grund andere Völker unterwarfen, kann ich nicht so unbedingt tolerieren. Zudem war Cape Coast Jahrhunderte lang Zeuge der brutalen Sklavenverschiffung nach Europa und in die Staaten.

Längs der palmengesäumten Küste bauten die Europäer ihre Handelsniederlassungen. Während der Zeit des Sklavenhandels entstanden daraus imposante Burgen, die uneinnehmbar wirkten neben den kleinen aus niedrigen strohgedeckten Hütten bestehenden Fischerdörfern ringsherum.



Der damalige Name für die Küste, »Sklavenküste«, als Synonym für die finstere Vergangenheit, löste in mir einen Schauer aus. Die Burgen stehen heute leer, sind zu Touristenattraktionen degradiert, und stehen den Touristen zur Besichtigung offen. Dank dieser Sehenswürdigkeiten trifft man hier auf die meisten Weißen in ganz Ghana.

Es war sehr beeindruckend und erschütternd zugleich, eine Führung durch eine dieser Burgen zu machen, und zu erfahren, wie die Sklaven zur damaligen Zeit behandelt worden sind. Erinnerungen an Plätze wie Dachau und andere KZ's kamen in mir hoch.

Eine weitere Burg gibt es in Elmina, ca. 13 Kilometer entfernt. Ein kleines quirliges Fischerstädtchen ist die älteste Ansiedlung Ghanas. In ihrer Geschichte ging es heiß her. Mehrere europäische Nationen waren daran beteiligt. »El Mina«, dieses Wort stammt aus der portugiesischen Sprache und bedeutet »Amina«, was soviel wie »Goldmine« bedeutet. 1471 kamen die Portugiesen als erste Europäer nach Ghana und läuteten den Gold - und Elfenbeinhandel ein. Sie errichteten die Burg Sao Joao da Mina.

Nach kurzer Zeit entdeckten sie, dass der Handel mit Sklaven als menschliches Gold viel lukrativer war als der Handel mit dem Edelmetall. Die Burg wurde 1637 von den Holländern erobert, und diese verkauften sie wiederum im 19. Jahrhundert an die Engländer. Auch sie war Zeuge der jahrelangen Verschiffung von Sklaven in die Neue Welt und nach Europa. An der Seeseite der Burg gibt es eine kleine Öffnung auf Bodenhöhe. Hinter dieser Öffnung war ein

kleiner Raum, schätzungsweise 20 Quadratmeter groß, in den über 200 Sklaven gepfercht wurden. Von dort aus mussten die Sklaven durch eine sehr enge Öffnung, die sich »The door of no return« nennt, direkt zum Schiff gehen.

Die Führung war unheimlich erschreckend und hat einem deutlich gemacht, zu was für Gräueltaten die Menschheit in der Vergangenheit fähig war.
Sie war aber auch sehr interessant.

4. Das Bretterbudenviertel in Accra

Am Sonntag ging es dann mal wieder in die Hauptstadt, wo ich mich mit einem Kumpel treffen wollte. Mit zweistündiger Verspätung, wie immer in Ghana, kam dieser dann auch zum vereinbarten Treffpunkt bei der Barclays Bank in der Hauptgeschäftsstraße Accras, wo ich mich schon mit dem Wächter in ein längeres Gespräch hatte verwickeln lassen.

Von hier aus ging es dann in das wohl schmutzigste und slumähnlichste Viertel, was ich jemals in meinem Leben gesehen habe. Mit dem Taxi fuhren wir hinter den größten Markt Accras, den Makola Market. Herrscht auf der Vorderseite das bunte Treiben eines typischen afrikanischen Marktes, so befindet sich hinter dem Markt ein großer schlammiger Platz mit verrosteten alten LKW's und dahinter eine Ansammlung von provisorisch gebauten kleinen Holzhütten. Da es am Tag ununterbrochen geregnet hatte, ließ es sich nicht vermeiden, dass meine Schuhe schwarz wurden, denn man watete wirklich durch den Schlamm. Mein Kumpel hatte Bekannte hier, und ich wurde wieder sehr nett zu einem tollen Essen eingeladen.

Den Nachmittag verbrachten wir in einem Communication Centre, wo mein Freund sich ein Handy kaufen wollte. Ich fand das Ganze nicht so toll, denn mich plagte die ganze Zeit der immer stärker werdende Wunsch meine Blase zu entleeren, doch habe ich weit und breit keine Toilette gesehen und außerhalb des Communication Centre war nur so ein Ansturm von Menschen, so dass es vergebens war, ein ruhiges Plätzchen zu finden. Und als Weißer ist man hier nun mal sehr auffällig. Irgendwann habe ich mich einfach zwischen zwei Holzhütten versteckt und dort meinem Harndrang freien Lauf gelassen. In der Nacht, die ich in einer Holzhütte verbrachte, die natürlich auch keine Toilette hatte, sollte mir meine Blase noch auf die Nerven gehen. Mein Kumpel stellte mir einen Eimer hin, der am Morgen dann auch richtig voll war. Nach einer Nacht in einer Holzhütte und einem leckeren Frühstück mit Weißbrot, Spiegelei und englischem Tee bin ich dann wieder weiter gefahren.

5. Ausflug in die Berge des Kwahu Plateaus

Nach der Besichtigung von überbevölkerten Städten mit touristischen Attraktionen zog es mich dorthin, wo keine Menschenseele weit und breit ist, und mir somit auch keiner auf die Nerven gehen kann, dort wo man sich von dem ganzen Trubel und dem nervigen »Obroni-Gebrüll« erholen kann, nämlich in die Berge.

Nach einer Nacht in einem netten Hotel in Nkawkaw, das auf halber Strecke zwischen Accra und Kumasi liegt, nahm ich am Dienstagmorgen ein Taxi, welches mich in die Berge nach Obo brachte. Obo ist eine kleine hübsche Stadt mit recht ansehnlichen Villen, die vielen reichen Geschäftsleuten, vor allem aus Accra, als Wochenenddomizil dienen. Von hier aus bin ich der Strasse weiter gefolgt. Es waren nur sehr wenige Leute zu sehen. Und keiner hat mich angesprochen.

Irgendwann ging die Straße nicht weiter und ein Trampelpfad führte durch einen Wald. Innerhalb kürzester Zeit habe ich mich in einen Naturliebhaber verwandelt und folgte dem Trampelpfad. Für ca. anderthalb Stunden bin ich keiner einzigen Menschenseele mehr begegnet, was nach dem Trubel der Hauptstadt wirklich sehr angenehm war. Ich konnte die Natur hautnah beobachten und manchmal hatte ich einen herrlichen Blick auf die imposanten Kalksteinberge.

Nur ab und zu hörte ich das notorische Kreischen der Sägeblätter von Motorsägen und wurde somit unbewusst Zeuge vom vermutlich illegalen Holzschlag in Ghana.

Irgendwann sah ich zu meiner Linken eine Treppe in ein kleines Tal, und eine Einheimische, bekleidet mit einem Batikrock und einem darüber gezogenen alten schwarzen T-Shirt, die mir zuwinkte. Ich sollte ihr wohl folgen. Ich traf auf einen netten jungen Mann, der mich durch die kleine Ansiedlung führte und mich überall vorstellte. Kein fließendes Wasser, kein Strom, keine Toiletten, die Häuser in traditioneller Bauweise aus Lehm gebaut, sehr interessant. Ungefähr 70 Leute wohnen in diesem kleinen Dorf, dass sich »Akoko Benesoy« nennt, was in der einheimischen Sprache soviel wie »Sogar der Hahn kann Wasser trinken« heißt, da das Dorf in einem Tal liegt und es hier überall Wasser gibt. Die Bevölkerung lebt vom Anbau ihrer Produkte sowie vom Kakaoanbau. Vor allen Dingen versorgen sie sich selbst mit ihren Produkten, leben also von der Subsistenzwirtschaft.



6. Ab in den Norden I (Tamale, Bolgatanga)

An der Küste und in der Umgebung von Kumasi ist der europäische Einfluss überall präsent. Klar, Ghana war einmal unter britischem Einfluss und so ist dieser Umstand nicht sonderlich verwunderlich. Man versucht, die Häuser nach europäischem Vorbild hochzuziehen, was oftmals wegen finanzieller Mängel zu hässlichen Fehlkonstruktionen führt. Für uns unfertige Häuser ohne Fenster und ohne Toiletten sind keine Seltenheit. Jede größere Stadt hat ausgeprägte Marginalsiedlungen, und das große Problem ist die Überbevölkerung. Auch schallt amerikanische Musik aus allen Ecken.

Als Afrika-Fan und zukünftiger Ethnologe (zumindest im Nebenfach) drängt sich mir aber nun die Frage auf, wo man denn das richtige, das »unverdorbene« Afrika findet.

So habe ich mich auf die Suche gemacht, »Afrika«, den »Schwarzen Kontinent« zu suchen. Meine Reise führte mich zur »Terra Incognita«, wie der Norden Ghanas von Vielen bezeichnet wird. Dieser Teil des Landes wurde am wenigsten von der europäischen Kultur beeinflusst. Eine Reise hierher bedeutet einen Schritt zurückzugehen. Es ist eine mehr oder minder abenteuerliche Reise zurück zu den Wurzeln des Landes, und es ist auch eine Reise in ein fremdes Zeitalter. Weitgehend unbeeinflusst von der Kolonisation bewahrt dieser Landesteil ein Höchstmaß an Ursprünglichkeit. Dies zeigt sich in vielen Punkten. Einer ist die schlecht ausgebauten Infrastruktur. Zudem mangelt es an komfortablen Unterkünften, die eventuell Touristen anlocken könnten. Aus diesem Grund kommen auch wohl nur wenige Touristen nach Nordghana. Selbst vielen Landsleuten ist dieser Landstrich fremd. Die weißen Touristen halten sich in der Regel an der Küste auf, mit ihren vielen Sehenswürdigkeiten, besonders den vielen Sklavenburgen als Zeugen längst vergangener Zeiten. Und der Ghanaer selbst hat nicht genug Geld, um in den Norden zu fahren und auf diese Weise sein eigenes Land besser kennen zu lernen.

Doch, man muss sagen, dass gerade der Norden eine Reise wert ist und niemand einen solchen Trip bereuen wird. Es wird immer zu einem unvergesslichen Erlebnis werden. Hier spiegelt sich viel vom ursprünglichen Afrika wieder. Typisch afrikanische Architektur wie Rundbauten und Menschen in traditionellen Gewändern dominieren das Geschehen. Menschen mit Kleidung aus europäischen Kleidersammlungen sind nur selten zu sehen. Man wird sich wundern, denn auch dieser Teil des Landes wurde einmal von den Briten kolonialisiert. Doch gab es hier für die

Engländer nichts zu holen. Der Landesteil war und ist nach wie vor klimatisch gesehen zu heiß für den empfindlichen Europäer und es gab und gibt keine Rohstoffe, also nichts, was die Engländer hätten ausbeuten können. Bezeichnend ist deshalb auch die Tatsache, dass die von der Kolonialmacht gebaute Eisenbahnstrecke nur bis Kumasi geht.

Meine Reise nach Tamale ging am Donnerstag, dem 26.08.04, los. Um 3.00 Uhr nachts bin ich aufgestanden und habe mich auf den Weg nach Kumasi gemacht, da ich noch kein Busticket hatte, und ich diesmal mit einem modernen, bequemen Bus verreisen wollte. Die Tickets muss man eigentlich am Tag vorher kaufen. Der Bus war leider schon voll. Doch irgendwie hatte ich noch Glück. Kurz vor der Abfahrt war doch noch ein Platz frei.

Also konnte die Reise nach Tamale in die Northern Region starten.

Tamale ist die größte, kulturell und wirtschaftlich gesehen wichtigste Stadt Nordghanas.

Bei meiner Ankunft am Nachmittag traf ich einen Schweizer, mit dem ich zusammen die Stadt erkundete. Wie aus heiterem Himmel tauchte plötzlich ein 12-jähriger Junge auf, der vorgab, 16 Jahre alt zu sein. Er wollte unbedingt als kostenloser Reiseführer fungieren. Da es uns nicht gelang, ihn abzuwimmeln, ließen wir uns auf seinen Vorschlag ein, bei einem »Chief« um eine Audienz zu bitten.

Kurze Zeit später fanden wir uns in einer traditionellen Lehmhütte auf einer Holzbank wieder, vor uns halb liegend ein älterer Mann in einem traditionellen weißen Gewand. Er trug eine weiße Kappe und hatte einen bereits ergrauten Ziegenbart. Der englischen Sprache war er nicht mächtig. Nach seinem trockenen, ein wenig verbitterten Gesichtsausdruck zu urteilen, schien er nicht begeistert zu sein, fotografiert zu werden. Sein Sohn fungierte als Übersetzer. Gegen ein wenig Geld hatten wir um eine Audienz bei diesem »Chief« gebeten und taten nun ganz neugierig. Auf diese Weise konnten wir einiges über ihn und seine Aufgaben als »Chief« erfahren.

Am nächsten Morgen ging es für mich wieder sehr früh los. Um 5.30 Uhr hatte ich bereits das Hotel verlassen, und schon eine Viertelstunde später saß ich auf einem ausgeliehenen Fahrrad, das gängige Fortbewegungsmittel hier im Norden. Ab über die Dörfer, dachte ich mir. Ich wollte

mir traditionelle Dörfer und die Natur in diesem Teil des Landes ansehen. Die Landschaft hier ist geprägt von der Savanne. Der Einfluss der Sahelzone ist schon deutlich zu spüren. Eine offene Savannenlandschaft mit gelegentlichem Baumbewuchs herrscht vor. Auf dem Weg habe ich sehr viele typische Rundbauten gesehen. Nach 30 Kilometern bin ich wieder umgekehrt, denn ich wollte mich mittags mit meinem Mitbewohner treffen. Mit ihm habe ich mir noch ein wenig die Stadt angeschaut.



Am nächsten Morgen oder besser gesagt in der Nacht ging es dann weiter. Schon nachts um 3.15 Uhr hatte ich das Hotel verlassen und schon kurze Zeit später befand ich mich in einem Tro-Tro nach Bolgatonga, das noch weiter im Norden liegt. Ich wollte bis zur Grenze nach Burkina Faso, wobei ich den letzten Teil der Reise mit dem Fahrrad gemacht habe. Nach zweieinhalb Stunden Fahrt erreichte ich die Stadt »Bolga«, wie sie von ihren Bewohnern liebevoll genannt wird. Doch die Ankunft war nicht am Busbahnhof, sondern endete mit einem Unfall kurz vorher.

Mitten auf der Hauptstraße rammten wir seitlich ein Taxi, welches auf der falschen Seite fuhr und gerade im Begriff war, die Spur zu wechseln. Keiner aus dem Tro-Tro wurde verletzt, doch der Taxifahrer erlitt schwere Verletzungen. Solche Ereignisse lassen mich nun wirklich glauben, dass

es einen Gott gibt, denn auch ich habe keine Verletzung davon getragen. Weg von dem Schock habe ich mir mit Hilfe eines Einheimischen ein nettes und günstiges Hotel gesucht, sowie ein Fahrrad ausgeliehen. Um halb acht befand ich mich wieder auf dem Weg Richtung Burkina Faso. Es waren nur noch 40 Kilometer und ich sah eine sehr interessante Landschaft und typische Rundhütten mit kegelförmigem Strohdach aus Lehm.



Kurz vor der Grenze gab es eine wahrlich dumme Touristenattraktion in einem Ort namens Paga, die ich mir natürlich antun musste. In einem Teich kurz hinter dem Markt befinden sich die heiligen Krokodile von Paga. Diese Krokodile sollen zwar nicht zahm sein, doch sollen sie ihren Dompteuren auch noch nie etwas angetan haben. Um sie aus dem Wasser zu locken und sie streicheln zu dürfen, muss man im Ort auf dem Markt ein Huhn kaufen, was dann den Krokodilen geopfert wird.

Dann soll man die Krokodile sogar streicheln dürfen. Bei mir hat es komischerweise nicht geklappt. In meinen Augen war das nur Geldschinderei. Zwar habe ich nach langem Handeln nur die Hälfte bezahlt, trotzdem habe ich mich ein wenig betrogen gefühlt.

Im Anschluss bin ich die Strecke wieder zurückgefahren, wobei meine Beine immer schwerer wurden. Auf den letzten Kilometern, nach fast 80 Kilometern in der Sonne war ich so fertig, dass das Fahrrad die letzten Meter geschoben werden musste. Es ging einfach nicht mehr! Ich persönlich bin nämlich die Unsportlichkeit in Person, und seit über einem Jahr bin ich keine längere Strecke mehr mit dem Fahrrad gefahren. Und dann eine solche Strecke mit einem alten Hollandrad chinesischer Herkunft ohne Gangschaltung zu meistern, ist kein Kinderspiel!

Die Reise mit dem Fahrrad hat sehr viel Spaß gemacht, denn ich konnte einfach überall anhalten, und es war vom Finanziellen her um einiges günstiger, ganz zu schweigen von der besseren Sicht auf die Landschaft, die man auf so einer Radtour hat. Freundlich zugewunken hat mir die einheimische Bevölkerung. Wahrscheinlich war ich der erste Weiße, den sie auf einem Drahtesel gesehen haben. Normalerweise sind die Europäer ja eher bequem mit Bus und Taxi unterwegs.

Ich wurde hier im Norden auch kein einziges Mal mit dem sonst so nervigen »Obroni-Gebrüll« konfrontiert. Kurzum, ich habe die Fahrt sehr genossen und auch ein wenig Sport gemacht. 140 Kilometer in zwei Tagen auf veralteten Fahrrädern bei knallender Sonne ist nicht gerade ein Spaziergang.

Nachdem meine Beine auf dem Fahrrad schlapp gemacht haben, habe ich sie dann noch weitere fünf Stunden missbraucht, um die Stadt zu erkunden. Nach 17 Stunden auf den Beinen bin ich am Abend halbtot ins Bett gefallen.

7. An der Küste II (Takoradi und Umgebung)

Nach einer Nacht in meinem afrikanischen Dorf Denchemuoso hat mich mein nicht zu stillendes Verlangen, die Vielfalt der Kulturen in Ghana zu sehen und fremde Orte sowie abgelegene Dörfer zu erkunden, zum zweiten Mal an die Küste Ghanas geführt.

Das Reisen ist während meines Aufenthaltes in Ghana für mich zu einer Sucht geworden.

Es scheint mir unmöglich, lange an einem Ort zu bleiben, denn nach kurzer Zeit würde mich die Langeweile überwältigen. Also muss ich weiterziehen, jeden Tag woanders hin, jeden Tag unterwegs, jeden Tag ein neuer sehenswerter Ort und die Bekanntschaft mit neuen interessanten Menschen.

Dabei bin ich zu der Feststellung gekommen, dass Ghana Einiges zu bieten hat, was es zu Erkunden lohnt.

Meine Sucht, zu Reisen bringt etwas sehr Merkwürdiges mit sich. Man fängt an, extrem früh aufzustehen, um den Tag besser nutzen zu können. Das tropische Klima mit angenehmen Temperaturen am Morgen ist aber auch ideal für Unternehmungen.

Montagmorgens ging es los nach Takoradi an der Westküste Ghanas.

Die sehr lebendige Doppelstadt namens Sekondi-Takoradi hat etwa 300.000 Einwohner, ist die drittgrößte Stadt Ghanas und Hauptstadt der Western Region.

Um 6.00 Uhr morgens sitze ich im Tro-Tro abfahrbereit in Kumasi an der Kejetia Lorry Station. Drei Stunden wird es aber noch dauern, der Minibus will an diesem Morgen nicht voll werden. Es ist ein Krampf. An diesem Tag habe ich wirklich keine Lust auf die afrikanische Art des langen Wartens. Ich bekomme eine Aversion gegen die Warterei! Doch weiß ich auch, dass sich das Warten hier, bzw. in einem Entwicklungsland nicht vermeiden lässt.

Meine Laune ist durch die lange Warterei schon vor der Ankunft in Takoradi stark gesunken. Dort angekommen, stelle ich schnell fest, dass es sich um eine hässliche, überbevölkerte und verslumte Großstadt handelt. Zu guter Letzt nimmt das »Obroni-Gebrüll« wieder mal seinen Lauf. Auf offener Straße reden mich die Menschen einfach so an. Als ich die Floskeln nicht erwidere, stempelt mich ein Jugendlicher als »White monkey« ab. So eine Diskriminierung hätte

ich in meinem Leben nicht erwartet. Eine Gleichsetzung mit einem Tier stellt für mich eine offene rassistische Einstellung dar. Wenn Afrikaner sich über Diskriminierung in Europa beklagen, was soll ich bitte sagen? Auch ich werde in Afrika mit Rassismus konfrontiert, nur dass er sich diesmal gedreht hat und sich gegen mich und meine weiße Hautfarbe richtet.

Und ich muss sagen, so langsam geht mir dieses »Obroni-Gebrüll« auf die Nerven. Ich kann und will es nicht mehr ertragen. Können die Leute hier nicht mal ihre Klappe halten und eine andere Hautfarbe akzeptieren? Wo ist der Unterschied zwischen mir und diesen Menschen? Meine Haut ist weiß, die der Menschen hier ist schwarz. Für mich persönlich stellt die andere Hautfarbe keinen Unterschied dar und bietet mir nicht die Grundlage und Erlaubnis, andere zu diskriminieren. Meine Laune ist auf dem Tiefpunkt angekommen. Zu allem Übel habe ich Heimweh. Ich würde hier am liebsten alles stehen lassen und mich in die Heimat beamen lassen.

Von Verzweiflung gebeutelt suche ich das nächste Internet-Café auf, vielleicht gelingt es mir dort, mein stetig wachsendes Heimweh mit Mails und News aus der Heimat zu stillen.

Den Leuten daheim geht es gut, es freut mich von so vielen Leuten etwas zu hören, und ich schreibe meinerseits einen Bericht über meine letzte Reise in den Norden, damit auch sie erfahren, was ich im Moment so treibe.

Am Abend treffe ich noch auf einen netten Nigerianer im Hotel, mit dem ich über Nigeria und das Problem der Überbevölkerung in seinem Land diskutieren kann. Meine Laune ist wieder auf dem Weg der Besserung.

Am nächsten Morgen soll mich die Reise nach Prince's Town, einem kleinen, gemütlichen, überschaubaren Fischerdorf auf einer Landzunge von etwa drei Kilometern Länge zwischen dem Meer und einer idyllischen Lagune liegend, führen. Hier befindet sich der ehemals preußische Handelsstützpunkt Groß Friedrichsburg. Deutschland bzw. Preußen hatte zwar mit dem Sklavenhandel nicht viel zu tun, doch haben sie immerhin zwei deutsche Forts an derghanaischen Küste errichtet. Die Burg diente als Handelsposten für die brandenburgische Afrika-Gesellschaft, die zwischen 1682 und 1732 aktiv war.

Wegen mangelnder Infrastruktur braucht es viel Geduld und Zeit, an diesen Ort zu gelangen. 20 Kilometer vor Erreichen des Dorfes muss ich ganze drei Stunden auf einen Anschluss mit dem Tro-Tro warten, das auch nur im benachbarten Ort hält, so dass ein Fußmarsch von ca. drei Kilometern noch auf mich wartet. Die Verkehrsanbindungen von kleinen Dörfern an der Küste Ghanas sind sehr schlecht. Manchmal fährt am Morgen ein Tro-Tro aus dem Ort heraus und bringt die Bewohner auf die Märkte der größeren Städte und am Abend fährt das gleiche Tro-Tro wieder zurück. Dazwischen gibt es keine Möglichkeit, in das Dorf zu gelangen oder von dem Dorf weg zu kommen.

Bei der Betrachtung der Häuser des Forts von außen fühlt man sich fast nach Deutschland versetzt. Die Häuser mit ihren symmetrischen, unterteilten Fenstern könnten in Deutschland stehen, wenn gleich alles ein bisschen herunterkommen aussieht. Die Besichtigung ist interessant, denn wo sonst findet man deutsche Spuren in Westafrika? Einige Flügel der Burg sind allerdings schon verfallen, so dass die Burg nicht den Ruf einer wirklich sehenswerten touristischen Attraktion hat. Dennoch kommen viele deutsche Touristen hierher, solche nämlich, die einfach das Verlangen haben, auf deutsche Spuren in Westafrika zu stoßen. Ein netter junger Mann führt mich herum, zeigt mir auch das anliegende Dorf. Er habe viele deutsche Freunde, sogar welche in Bad Zwischenahn (ein kleiner Ort ungefähr 15 Kilometer entfernt von meiner Heimat) und seine Freundin lebe in Stuttgart. Schnell merke ich, dass die Menschen hier sehr deutschfreundlich sind. In Prince's Town gibt es auch ein von Deutschland gefördertes Projekt, welches den Kindern hier unter anderem den Schulbesuch ermöglicht.



Nach der Besichtigung der Festung und des Dorfes geht es mit einem anderen netten Dorfbewohner vom Nachbardorf zum südlichsten Punkt Ghanas, Cape Three Points. Der Jugendliche lief so verdammt schnell, dass ich Probleme hatte, mit ihm mitzuhalten. Wir legten, so glaube ich, fast 15 Kilometer in zwei Stunden zurück. Da kommt man ganz schön aus der Puste. Und mein Führer hatte mit seinen Plastiklatschen noch nicht einmal vernünftiges Schuhwerk an. Aber ich musste ja den letzten Tro-Tro zur Hauptstrasse bekommen. Nach 16.00 Uhr geht in diesem Dorf nichts mehr. In solchen Fällen hat man dann die Möglichkeit, auf sehr spartanische Art und Weise im Fort zu übernachten. Allerdings hatte ich schon die nächste Nacht im Hotel in Takoradi gebucht.

Dienstagmorgen hat es den »Naturliebhaber«, zu dem ich in Ghana anscheinend geworden bin, in den Tropischen Regenwald gezogen, genauer gesagt in den Kakum Nationalpark. Aufgebrochen in der Nacht um 3.00 Uhr, musste ich insgesamt vier Stunden warten bis das erste Tro-Tro sich bewegte. Erst um kurz nach 9.00 Uhr komme ich im Park an. Das 360 Quadratkilometer große Schutzgebiet mit natürlichem und urwaldähnlichem Regenwald beherbergt laut Reiseführer über 600 Schmetterlingsarten, 280 verschiedene Vogelarten, neun Affenarten und 100 Säugetier-, Reptilien-(verschiedene Pythonarten, Schwarze Cobra, Grüne Mamba, Puffotter und Krokodile), Amphibienarten und seltene, vom Aussterben bedrohte Tiere, wie z.B. schwarze und weiße Colubusaffen, Bongos, Königsantilopen, Waldelefanten und Riesenschildkröten. Die Tiere sind sehr scheu und leben zurückgezogen im tiefen Wald, so dass ich leider keine atemberaubenden Blicke auf Tiere in freier Wildbahn hatte.

Die in Ghana allseits bekannte Hauptattraktion dieses Parks ist aber der »Canopy Walkway«, eine Hängebrückenkonstruktion aus Aluleitern und seitlichen Netzen kurz unterhalb der Baumkronen in ca. 30 Meter Höhe. Eine äußerst wackelige Angelegenheit, auf der viele Touristen weiche Knie bekommen und es nicht wagen, von der Leiter auf den Boden zu schauen. Von dieser Hängebrücke aus bekommt man einen meiner Meinung nach sehr vielfältigen und guten Ausblick auf das Leben im tropischen Regenwald, zudem ist es ein vollkommen neues, höchst interessantes und ungewohntes Gefühl, hoch in den Baumwipfeln herum zu spazieren. Des Weiteren habe ich noch an einer Wanderung durch den Park teilgenommen, auf dem mir ein Führer lehrreiche Informationen zu verschiedenen Baumarten und deren Heilwirkung gegeben hat.



Im Anschluss ein kurzer Blick in den Reiseführer! Es gibt ein Fort, dass nach meinem Namen benannt wurde - Fort Sao Sebastiao! Da musste ich natürlich hin.

Mein Weg führte mich wieder zurück nach Takoradi. Ich fuhr in ein kleines Fischerörtchen namens Shama, in dem sich die Burg befinden soll. Mitten im Ort kurz vor dem Strand blickt man auf eine imposante Burg, die wirklich Fort Sao Sebastiao heißt.

Auch das Dorf scheint ganz niedlich zu sein. Es liegt an einer großen Bucht und ist recht sehenswert.

Am späten Nachmittag will ich mich eigentlich wieder auf den Weg zurück nach Kumasi machen. Doch mache ich eine sagenhafte Entdeckung! Auf dem Weg zur Tro-Tro – Station fällt mir ein norddeutsches Restaurant auf. Es wird »North Sea Restaurant« genannt und liegt mitten in Takoradi. Der Besitzer des Restaurants, zurzeit gerade in der Heimat, kommt aus Greetsiel (Ostfriesland) und hat in Ghana geheiratet. Vor ca. einem halben Jahr hat er dieses nette Lokal eröffnet. Geschmückt mit Bildern von Segelbooten und Windmühlen habe ich mich sehr heimisch gefühlt. Auf den Tisch kam ein leckeres Wiener Schnitzel mit Kartoffeln, für dessen Preis ich in Denchemuso normalerweise mehr als 10-mal Essen gehen könnte.

Aber man muss sich ja auch ab und zu mal etwas gönnen.



8. Werbetour in Anyinasu (Ashanti Region)

Donnerstagmorgen, als ob ich noch nicht genug von diesem Land gesehen habe, sollte es wieder losgehen. Das Kribbeln in den Beinen war eindeutig ein Zeichen dafür, dass ich wieder unterwegs sein musste. Diesmal war es ein Auftrag der Schule. Ich sollte die Werbetrommel für die Schule zusammen mit einem der Lehrer röhren und auf diese Weise neue Schüler rekrutieren.

Bis wir am besagten Tag endgültig loskamen, ist es 9.00 Uhr. Der Weg zur großen Tro-Tro-Station in Kumasi hat sich aufgrund eines Bankbesuches meines Mitfahrers stark in die Länge gezogen. Deswegen kamen wir auch viel zu spät los. Wie bereits zuvor erwähnt, die Afrikaner und die Zeit! Am Zielort wurden wir gegen 11.00 Uhr morgens erwartet, doch haben wir zu dieser Zeit gerade erst das passende Tro-Tro gefunden und warteten frühstückenderweise auf die Abfahrt.

Vier Stunden nach der vereinbarten Zeit erreichen wir unser Ziel namens Sekye Dumase, von meinem Kumpel »Seku« genannt. Zehn Minuten später befinden wir uns in einem kahlen Raum, der lediglich mit zwei Holztischen, auf dem ein Gewirr von Blättern herumfliegt, zwei Stühlen und einer Holzbank sowie zwei Türen, die speerangelweit zur Hauptstrasse offen stehen, so dass jeder Dorfbewohner hineinschauen kann, ausgestattet ist. Meiner Meinung nach handelt es sich hierbei um die Verwaltung des Ortes. In diesem Raum sollen wir unsere Gründe für den Besuch vortragen. Reubin, der Lehrer übernimmt den Part und klärt die Leute auf. Uns wird berichtet, dass es jetzt zu spät sei, die Queen Mum zu besuchen. Sie hätte den ganzen Morgen auf uns gewartet, denn das Treffen war für den Vormittag vereinbart.

Also verschoben wir die ganze Aktion auf den nächsten Morgen um die gleiche Zeit und setzten unsere Reise fort.

Reubin wollte mir sein Heimatdorf in unmittelbarer Nähe zeigen. Dort sollten wir auch übernachten.

Wir setzten uns ins nächste Taxi, auf das schon ein reger Ansturm herrschte. Wir hatten Glück, und ab ging es nach Ayminasu, ca. zehn Kilometer entfernt.



Die Strasse dorthin gleicht mehr einem Trampelpfad als einer Strasse. Die heftigen Regenfälle der letzten Zeit haben ihr Übriges getan und die gesamte Piste in ein matschiges Etwas mit einer schmalen Fahrrinne verwandelt. Erstaunlicherweise schafft es dass zwischen 20 und 30 Jahre alte Taxi, diese eigentlich nur modernen Geländewagen vorenhaltene Strasse zu befahren, ohne dass wir im Schlamm stecken bleiben. Das Fahrwerk klappert, überall schauen Nägel hervor, die Türen schließen erst beim fünften Mal, und das auch nur mit ganz viel Glück. Man hat das Gefühl, es könne jederzeit auseinanderbrechen. Zudem saßen in diesem alten europäischen Kleinwagen neun Leute!

Für eine Strecke von zehn Kilometern brauchten wir letztendlich auch eine gute Stunde!

Ayminasu, ein typisches afrikanisches Dorf. Drei Lehrer aus dem Projekt nennen diesen wirklich am Ende der Welt gelegenen Ort ihr Heimatdorf und haben ihm aus mir nicht bekannten Gründen den eigenartigen Spitznamen »Columbia« gegeben, was wiederum für den starken Einfluss der amerikanischen Kultur spricht. Im Dorf dominieren flache strohbedeckte traditionelle Lehmhäuser, die normalen Wohnstätten der Landbevölkerung. Nur ab und zu sticht ein größeres Haus mit dem für die Akan-Kultur typischen Innenhof hervor. Europäischen Einfluss, wie man

ihn in Denchemuso in seiner wohl hässlichsten Form sehen kann, sieht man hier kaum. Damit wirkt dieser Ort frei von westlichen Einflüssen und macht ihn in meinen Augen zu einer Schönheit.

Die Leute aus Ayminasu, abgesehen von ein paar Ausnahmen, scheinen nicht viel mitbekommen zu haben von der westlichen Zivilisation und leben weiterhin in der Tradition ihrer Vorfäder. Einige Entwicklungstendenzen haben in diesem Dorf dennoch Einzug erhalten. So ist das Dorf beispielsweise an die öffentliche Stromversorgung angeschlossen.

Wirtschaftlich dominiert die Subsistenzwirtschaft, d.h. sie versorgen sich selbst. Tagsüber gehen die Männer und Frauen auf die Jagd, so dass abends etwas Leckeres im Kochtopf landet.

Bei mir war es der Fang einer Antilope, die verbunden mit meinem Leibgericht Fufu eine besondere Gaumenfreude war!

Nach unserer Ankunft in »Columbia« folgte eine lange Begrüßungstour, die insgesamt drei Stunden in Anspruch nahm und höllisch anstrengend war. Die Tradition verlangt von einem Dorfbewohner, der in sein Dorf zurückkommt, dass er alle seine Freunde und Verwandte begrüßt. Und wie schon erwähnt, erfreuen sich die Familien einer großen Kinderschar, die für riesige Familien sorgen. Der Ghanaer nennt sie »extended family«. So kam es, dass alle fünf Minuten entweder ein Verwandter oder ein Freund Reubins uns zum Sitzen bat, und er die Absicht unseres Besuches immer wieder erklären musste.

Um 19.00 Uhr gab es das erste Essen, als wir unerwartet eingeladen wurden. Das Essen, besonders hervorzuheben das Fleisch, war sehr köstlich. Die Gewissheit, dass das Essen nicht gut zubereitet wurde, folgte später, als sich mein Darm zu Wort meldete. Ein Toilettengang ließ sich nicht vermeiden. Reuben gab mir den Schlüssel für die kleine Holzhütte ohne Licht (ich hatte aber an die Taschenlampe und Klopapier gedacht), in der sich eine Toilette ohne Spülkasten und Toilettensitz befand, ein Plumpsklo halt. Verdammt, ich hatte Durchfall! Das Essen zuvor war zwar geschmacklich der Renner, aber die Zubereitung ließ zu wünschen übrig. Als ich erleichtert von der Toilette wiederkomme, sehe ich Reuben auf einem kleinen Holzstuhl sitzend und vor ihm ein kleiner Topf, der wohl wieder leckeres Essen beinhalten würde. Es handelte sich hierbei um unser geplantes Abendessen, dem Fufu, dass wir beide zuvor bestellt hatten. Fufu, ich, Fufubroni? Wie soll ich da denn widerstehen? In diesem Essen befand sich das bereits

angesprochene Antilopenfleisch. Und natürlich, auch dieses Essen war ein Fehler, denn in der Nacht läutete mein Darm wieder Alarm.

Nach dem Essen haben wir Männer uns etwas abseits von den Frauen und Kindern versammelt um die Probleme, die in der Abwesenheit von Reubin entstanden waren, zu diskutieren. Die Diskussionsrunde war zwar auf Twi und somit konnte ich nicht in die Probleme der Familie eingeweiht werden, doch hat es mir durchaus einen Eindruck über die Konfliktbewältigung und die Rollenverteilung zwischen Mann und Frau gegeben.

Um 21 Uhr war Schlafenszeit. Ich führte noch ein Gespräch mit Reubin, der mir ein großes Doppelbett überließ und es sich selber auf dem Sofa bequem machte. Das Angebot, sich mit mir das Bett zu teilen, lehnte er ab. Vergeblich versuchte ich einzuschlafen, was sich aufgrund der großen Hitze als sehr schwierig herausstellte.

Gegen Mitternacht machte sich auch noch das letzte Essen bemerkbar. Die Gewissheit wieder Durchfall zu haben, machte sich in mir breit. Ich wollte Reubin jedoch nicht mitten in der Nacht aufwecken und habe es so geschafft, bis zum nächsten Morgen zu warten. Ganze fünf Stunden Schlaf waren dann doch noch drin.

In einer traditionellen Dusche, einem viereckigen Rundbau, habe ich meine Dusche am Morgen genommen. In der Regel stehen diese neben dem Wohnhaus, mit einem Eingang und einer Wand von ca. 1.50 Meter Höhe, die ca. dreiviertel des Körpers bedecken. Man sieht also immer die Köpfe derjenigen, die sich gerade mit der Körperpflege befassen. In der Kühle des Morgens ist so eine Dusche an der frischen Luft sehr angenehm.

Ein leichter Geruch von Urin im Innenraum der Dusche brachte mir die Vermutung nahe, dass traditionelle Duschen auch die Funktion einer Toilette haben müssen.

Nach dem Waschen ging es mit der Begrüßungstour vom Vortag noch ganze drei Stunden weiter. Ständige Verwechselungen mit Florian, der zwei Wochen zuvor im selben Ort war, blieben nicht aus.

Für einen Schwarzen ist es schwer, einen Weißen von einem anderen Weißen zu unterscheiden, denn bis auf die Tatsache, dass wir beide blondes mittellanges Haar haben, verbindet uns nichts.

Um 10 Uhr morgens hatten wir eine Audienz beim Chief des Dorfes und seinen Beratern. Hier musste ich mich zum ersten Mal selber über unsere Mission äußern. Ich habe den neugierigen Gesichtern erzählt, dass ich primär als Englischlehrer ins Land gekommen bin, nun aber auch die Absicht hätte, ein Buch über meine Erfahrungen und Erlebnisse zu schreiben und dieses durch Fotos zu bereichern. Extra für mich haben sie sich in kürzester Zeit traditionell gekleidet, um sich für die Fotos in Pose zu setzen. Sie trugen Gewänder, bei denen ich zur Annahme verleitet wurde, ich hätte es mit Neandertalern auf der Jagd zu tun. Denn die Bekleidung, wie man auf den Fotos sieht, sah wirklich merkwürdig aus. Schätzungsweise hat sie etwas mit dem berühmten »Voodoo-Kult« zu tun.



Nach drei Stunden freundlichem Grinsen, tausendfacher Bekanntmachungen mit Fremden, die alle meine besten Freunde werden wollten (im Ernst, ich habe bestimmt 10-mal gehört: „Do you want to take me as your best friend?“), ging es wieder zurück in den Nachbarort Sekye Dumase, wo unsere Werbeaktion anlaufen sollte.

Doch was heißt hier Werbeaktion? Ich musste eigentlich nur herumstehen, wirkliche Werbung durfte ich gar nicht machen. Angekommen in »Seku« kam ein Treffen mit der Queen Mum zustande, der wir lediglich die Werbeunterlagen in die Hand drückten.

Eine sehr tolle Werbeaktion also, zu der ich selber nicht viel beitragen konnte. Na ja, was soll's, der Aufenthalt im Heimatdorf vom Reuben hat mir gut gefallen. Die Reise war in meinen Augen nicht umsonst gewesen, denn ich habe wieder ein typisches afrikanisches Dorf kennen lernen können.

Um 14.00 Uhr war der Werbetrip offiziell für mich vorbei, und es sollte gleich weiter gehen, in Richtung Bui Nationalpark im Westen des Landes, nicht mehr weit entfernt von der Grenze zur Elfenbeinküste. Abends um 17.00 Uhr kam ich in einem nach europäischem Maßstab halbwegs zivilisierten Ort an, in dem es Strom, Hotels usw. gab.

Doch hier sollte meine Fahrt nicht enden, wollte ich doch am Abend noch die ca. 85 Kilometer zum Nationalpark schaffen.

Ich nahm ein Tro-Tro, mit dem ich auf gut Glück Richtung Bui Nationalpark fahren konnte, da ich keine Ahnung hatte, ob ich dort am gleichen Abend ankommen würde und mir war schleierhaft, wo ich übernachten sollte. Mir wurde vom Fahrer des Tro-Tro's bestätigt, dass es keinerlei Unterbringungsmöglichkeiten im Ort gäbe. Dies konnte ich aber nicht glauben, zudem wurde mir aus anderer Quelle bestätigt, dass im Nationalpark Europäer, die einen Freiwilligendienst wie ich machen, wohnen würden. Ich würde bestimmt irgendetwas zum Schlafen finden. Ich ging das Risiko ein. Wie heißt es so schön: No risk - no fun!

Das Tro-Tro setzte sich in Bewegung. Ich musste nicht lange warten, und die Strasse wurde immer dunkler und dunkler und es gab keine Anzeichen mehr von Elektrizität. Wir tauchten immer tiefer in den nächtlichen tiefschwarzen Urwald ein, und mir wurde ziemlich mulmig dabei. Am Rande der Piste sah man wirklich gar nichts. Weit und breit kein Haus, kein Licht, nichts aber auch gar nichts war zu sehen. Ab und zu hielten wir an und ließen Leute irgendwo im Nirgendwo aussteigen, die sich schnell in der Dunkelheit entfernten. Lediglich das Leuchten von Plastiktaschenlampen war hier und da zu sehen.

Ohne eine vernünftige Taschenlampe ist man in diesem Gebiet aufgeschmissen.

Fufubroni nachts ganz alleine im tropischen Regenwald, mir liefen eiskalte Schauer den Rücken herunter. Es war für mich wie eine Horrorgeschichte. Die schauderhafte Vorstellung, dass ich hier im Urwald übernachten müsste und wilde Tiere mich auffressen würden, kam in mir hoch. Nach ca. zwei Stunden kam dann endlich ein Zeichen von »Zivilisation«, ein Dorf - Endstation.

Doch war dies die »Zivilisation« für einen Europäer wie mich?

Auch hier gab es keinerlei Stromversorgung. Eine der englischen Sprache nicht mächtige Ghanaerin machte mir mit Händen und Füßen deutlich, ich solle aussteigen und ihr folgen. Wortlos brachte sie mich zu einem größeren Anwesen, vor dessen Tür ein schicker und moderner Geländewagen stand.

„Good evening!“, stammelte ich, und „can I sleep here?“ kam stotternderweise aus meinem Mund. Ich habe mich, ehrlich gesagt, nicht gut gefühlt, mich bei einem Fremden einfach so einnisten zu müssen. Aber mir blieb ja keine andere Wahl. Mit einem schlichten „Yes“ wurde mir kurz und knapp und ohne Begrüßung meine Übernachtungsmöglichkeit bestätigt. Der Bewohner des Hauses schien nicht sonderlich überrascht zu sein über die Ankunft eines Weißen mitten in der Nacht (na gut, es war gerade mal 20.30 Uhr), der nach einer Bleibe für die Nacht sucht. Mit „you are invited!“ lud er mich zum Essen ein. Ich fragte ihn, ob ich der erste Weiße sei, der bei ihm einfach so aufkreuzte. Er antwortete, dass er des öfteren Europäer und Amerikaner zu Besuch habe.

Im Nationalpark gebe es allerdings auch eine Unterbringungsmöglichkeit. Er schlug mir vor, mich noch am selben Abend hin zufahren. Das Angebot konnte ich nicht ablehnen und in einem modernen Auto mit den Vorzügen eines Geländewagens wie z.B. Allradantrieb, was auf dem vor uns liegenden Trampelpfad auch nötig war, ging es weiter durch den nächtlichen Regenwald. Mein Fahrer war im Übrigen ein Bibelübersetzer, der jedes Jahr für drei Monate Workshops in den USA besucht.

Nach nur einer halben Stunde Fahrt kamen wir im Park an und er nahm für diesen Service keinen einzigen Cedi und verschwand sehr eilig wieder in der Nacht. Ein Betreuer des Parks nahm mich mit, zeigte mir ein Zimmer für die Nacht und fragte, ob ich diesen Park wegen der Nilpferde besuchen würde.

Dazu muss man wissen, dass der Park für die größte Population an Nilpferden im westafrikanischen Raum bekannt ist.

Ich erwiderte ihm mit einem Nicken und fügte hinzu, dass ich generell in der Hoffnung gekommen sei, ein paar wilde Tiere zu Gesicht zu bekommen. Aufrichtig und ehrlich informierte er mich, dass man die Tiere nur in der Trockenzeit zwischen Oktober und April sehen könnte. Schade!

Aber egal, alles hier in Afrika ist ein Erlebnis. Des Weiteren wurde ich aufgeklärt, dass es nur einmal am Tag um 5.00 Uhr morgens die Möglichkeit gäbe, von hier weg zu kommen. So beschloss ich, am nächsten Morgen noch vor der Dämmerung wieder aufzubrechen. Für die Nacht bekam ich ein Zimmer mit zwei Betten zugewiesen, dass gerade mal 30.000 Cedis kostete (das sind keine 3 Euro! Das Einzelzimmer für die Hälfte war leider belegt.). Auf Elektrizität musste ich natürlich auch hier verzichten. An meine Taschenlampe und Ersatzbatterien habe ich zum Glück gedacht.

Die Nacht konnte ich nicht schlafen, es war zu heiß und eine Moskitoplage hielt mich vom Schlaf ab, ich war ja mitten im Urwald.

Es hat nicht lange gedauert, da war es auch schon wieder 4 Uhr morgens und damit an der Zeit für eine Dusche und ein entspanntes Frühstück bestehend aus Brot und Wasser. Um 5.00 Uhr morgens kam der Meister vom Park und brachte mich zur Busstation.

Nur drei Stunden später befand ich mich wieder in einer größeren Stadt. Sieben Stunden später war ich zurück in Kumasi und am Abend nach einem Bummel über den Markt wartete das traute Heim mit eigener Toilette, Strom und Ventilator auf mich.

9. Florians Abschied & Ab in den Norden II (Upper West)

Zwei Wochen vor Beendigung meiner Mission in Ghana und der Rückkehr nach Deutschland ging ich noch ein letztes Mal auf Reisen. Der Drang, Denchemuoso kurzzeitig für eine erneute abenteuerliche Reise in den Norden zu verlassen, war immens.

Aufgrund meiner Faszination, die ich für den Norden empfinde, hatte ich mir diese Region für die allerletzte Reise ausgewählt. Genauer gesagt sollte es in den äußersten Nordwesten, Upper West mit der Hauptstadt Wa, gehen.

In dieser Region begegnen einem wegen der vermeintlich fehlenden touristischen Attraktivität kaum Touristen. Hinzu kommt eine äußerst strapaziöse Nachtfahrt, denn die Straßen auf dem Weg in diese Region sind nicht geteert. Eine große Rolle spielt wohl auch das Klima. Temperaturen von $32^{\circ} - 42^{\circ}$ Grad sind hier an der Tagesordnung und wohl nicht jedermannss Sache, und schon gar nicht geeignet, um Touristenströme aus Europa anzulocken.

Wenn man aber all diese Unannehmlichkeiten in Kauf nimmt, so wird man auch hier im äußersten Nordwesten auf seine Kosten kommen und allerhand Interessantes entdecken.

Bevor es in den Norden ging, musste ich mich noch von Florian verabschieden. Seine acht Wochen in Ghana waren vorbei und so hieß es Abschied nehmen. Am vorletzten Tag hatte er noch ein gutes Menü zubereitet, Leberknödel, und das hier in Afrika! Der Florian hat die besondere Gabe, überall, selbst in den abgelegensten Winkeln dieser Erde, kulinarische Köstlichkeiten zu zaubern. So war für ihn auch die Zubereitung von Leberknödeln und Pfannkuchen in Ghana kein Problem.

Was soll ich denn jetzt bloß essen, wenn er weg ist?

Kochen habe ich immer noch nicht gelernt!

Beim Abschied hatte ich doch ein komisches Gefühl. Bald würde ich wieder der einzige Weiße in Denchemuoso sein.

Das war es dann wohl, die »zwei Deppen in Ghana« gehen getrennte Wege, der eine verlässt das Land zum 29. September, der andere bleibt noch 10 Tage länger.

Donnerstagmittag 12.00 Uhr, es geht los.

Ich stehe an der ungeteerten Hauptstrasse in Denchemuoso. Ein Taxi kommt angerast und legt eine Vollbremsung hin! Vier Personen sowie meine Wenigkeit steigen ein.

Vollgas!

Was ist los mit dem Taxifahrer, denke ich mir?

Warum rast er denn so?

Ich habe immer gedacht, die Ghanaer kennen keine Eile!

Was soll das Ganze also?

Will er mich gerade vom Gegenteil überzeugen?

Ich weiß es nicht. Die Hauptsache ist, dass er in seiner Eile keinen Unfall baut.

Eine halbe Stunde später bin ich in Kumasi, wo ich noch ein paar Kumpels besuche und für die bevorstehende Reise einkaufe.

Kumasi, Busstation nach Wa, 14.30 Uhr.

Ich befindet mich in einer kleinen ungeteerten Strasse, in die man kaum hineinkommen kann, denn sie wird von tausenden von Fahrrädern blockiert. Hier befindet sich also der Fahrradmarkt von Kumasi. Hier werden die Drahtesel verscherbelt. Darunter einige gute Exemplare, doch die Mehrheit gleicht solchen Fahrrädern, die man besser wegschmeißen sollte, bevor man sich auf ihnen selber in Gefahr bringt.

Von diesem Standort starten die Busse Richtung Nordwesten.

Der Ticketkauf erfolgt an einer grün lackierten Holzbude.

Drei Busse sind schon voll, ich solle auf den vierten Bus warten. Der Preis hierfür ist mit 35.000 Cedis wirklich ein Schnäppchen. 35.000 Cedis entsprechen in etwa drei Euro, die ich für eine Strecke von über 600 Kilometer berappe, der Wahnsinn!

Um 18.00 Uhr ist es soweit, ein ca. 30 Jahre alter DAF-Bus mit der fragwürdigen Frontaufschrift »If there is life«, wird beladen. Kurze Zeit später ist der Bus aufgrund seiner Dachladung anderthalbfach in die Höhe gewachsen.



Alle Mann einsteigen heißt es! Ein heilloses Durcheinander von Menschen und Gepäckstücken, überall wird nur noch gedrängelt und geschubst! Jeder versucht als Erstes in den Bus zu gelangen. Passagiere mutieren zu unfreundlichen, wilde Urwaldschreie von sich gebenden, drängelnden und schubsenden Personen aus einer von mir bisher in Ghana verborgen gebliebenen Ellbogengesellschaft.

Warum, frage ich mich?

Ich verstehe es nicht. Jeder hat doch eine Platzkarte! Demnach sollte es doch egal sein, wann man einsteigt. Am Platz kann man jetzt sowieso nichts mehr ändern.

Ich, aus einer strategisch günstigen Position heraus, schaffe es jedoch, ohne mich vorzudrängeln, früh in den Bus einzusteigen, da mein Platz sowieso in der ersten Reihe liegt.

Brot raus, Messer und Nutella raus, jetzt wird erst einmal gemütlich Abendbrot gegessen. Während die Masse von Menschen, versucht den Bus zu stürmen, lasse ich mich bei meinem »supper« nicht stören und genieße es.

19.00 Uhr, d.h. viereinhalb Stunden nach dem Ticketkauf und endlos langer Warterei geht es endlich los.

Eine weitere Stunde wird es dauern, bis wir endlich Kumasi hinter uns gelassen haben. Erste vergebliche Einschlafversuche meinerseits werden unternommen. Doch es liegt am Bus. Dieser ist zu alt, zu klapprig, der Motor zu laut und das ständige Hupen des Fahrers, eine schrille und sehr laute Hupe zugleich, halten mich vom Schlaf ab.

Die Strasse, die nach ca. drei Stunden in eine unbequeme ungeteerte Piste mutiert, eigentlich nur passabel für die neueste Generation von Geländewagen, tut ihr Übriges. Aber, man kann es kaum glauben, auch ein 30 Jahre alter Bus schafft es, diese Strecke hinter sich zu bringen.

Irgendwann nachts, ich glaube, so gegen 1 Uhr, machen wir Halt in einem Ort namens Bamboi. „Iced water, pure water“, „Meat Pie 1000, 2000“ (ein Snack mit Fleisch), „Pano,Pano“ (Brot), „Nsuo,Nsuo“ (das lokale nicht kommerziell abgefüllte Trinkwasser) und diverse andere Ausrufe höre ich von den vielen Marktfrauen, die hellwach zu sein scheinen und sich förmlich die Kehle aus dem Leib schreien. Hier wird hauptsächlich nachts gearbeitet, denn in der Nacht passieren die meisten Busse diesen kleinen Ort.

Mein Einkauf beschränkt sich auf »pure water«, das kommerziell abgefüllte Wasser in den kleinen handlichen Plastikfolien.

Die beschwerliche Fahrt nimmt weiter ihren Lauf, doch müssen wir ständig anhalten. Irgendetwas stimmt mit dem Bus nicht, vielleicht ist der Keilriemen gerissen oder etwas anderes ist kaputt. Es muss sich zumindest fast jede Stunde einer unter den Wagen legen, um diesen für die weitere Fahrt fit zu machen.

Es ist ca. 3.00 Uhr nachts, entlang der Schotterpiste sehe ich im Abstand von 15 Minuten zwei umgekippte Busse vom selben Typus wie der mit dem ich reise. Zur gleichen Zeit schaukelt unser Bus bedrohlich hin und her. Panik kommt in mir auf, dass uns das gleiche Schicksal treffen wird.

Um 5.00 Uhr morgens verändert sich die Oberfläche der Strasse in eine halbwegs befahrbare und geteerte Strasse. Die Pläne der Regierung, die gesamte Strecke zu asphaltieren, sind in diesem Teil schon in die Tat umgesetzt worden, die vorangegangene Strecke soll folgen, es kann sich nur noch um Jahrzehnte handeln!

Zwei Stunden später, wir müssen mal wieder für längere Zeit wegen einer Reparatur aussetzen, nehme ich mein Frühstück zu mir, putze mir sogar die Zähne.

Nichts geht über ein gutes Frühstück und Hygiene, auch wenn man sich auf einer langen und beschwerlichen Busreise befindet. Ich bin wohl der Einzige, der so denkt.

8.30 Uhr, Ankunft in Wa.

Nach 13 einhalb Stunden reiner Fahrzeit ist die Hauptstadt der Upper West Region erreicht. Seit dem Ticketkauf sind nunmehr ganze 18 Stunden verstrichen. Diese 18 Stunden habe ich hauptsächlich sitzenderweise mit meinem Rucksack auf dem Schoss mangels vorhandener Ablagemöglichkeiten verbracht.

Ein Einheimischer, Joseph, der mit mir die lange Fahrt durchstanden hat, zeigt mir bereitwillig ein billiges Hotel – 30.000 Cedis die Nacht, ich kann mich nicht beklagen.

Normalerweise geht es nach einer so strapaziösen und schlaflosen Nacht erst einmal ins Bett. Aber nein, dachte ich mir, Schlaf ist in Anbetracht der Situation, dass es hier so viel zu entdecken gibt, einfach nicht angebracht. Also habe ich mich auf den Weg gemacht, die mir noch unbekannte Stadt zu erkunden.

Der Einheimische zeigte mir noch sein Zuhause, gab mir aber in aufgrund seiner Müdigkeit und dem Verlangen seinen Schlaf nachzuholen seinen Bruder mit für eine Stadtbesichtigung.

Es handelte sich hierbei um zwei Brüder mit komplett verschiedenen Charakteren. Kurz nachdem Josephs Bruder mich zum ersten Mal gesehen hatte, schien er in mir schon das gut zu melkende goldene Füllhorn entdeckt zu haben. Er ging mir mit seiner Vision, in Europa als Toilettenputzer zu arbeiten und aufgrund dieser Schufterei zu großem Reichtum zu gelangen, tierisch auf die Nerven. Meine Versuche, ihn von dieser Vision abzubringen, scheiterten anfangs kläglich.

Wie kommt es eigentlich zu dieser Paradiesvorstellung von Europa, die in den meisten Köpfen der Ghanaer umherschwirrt?

Die Meisten haben die Vorstellung, Geld würde in Europa vom Himmel fallen. Kaum ein Ghanaer hat sich jemals über das wirklich realistische Europa informiert.

Des Weiteren haben Ghanaer keine Ahnung darüber, wie kalt es in Europa ist. Ich nehme an, dass kaum einer jemals in seinem Leben gefroren hat und demzufolge nicht weiß, wie es ist, wenn es mal wieder einen dieser Tage gibt, wo das Thermometer einige Grade unter Null rutscht.

Auch gehe ich von der Annahme aus, dass Viele mit der in Europa vorherrschenden Mentalität nicht klarkommen würden. Anonymität, ein Begriff, den der Ghanaer höchstens aus dem Fernsehen kennt, herrscht bei uns unter anderem durch den starken Individualisierungsschub in der Nachkriegszeit vor. In Ghana dagegen wird jeder begrüßt, zum Essen eingeladen und Jeder quatscht mit Jedem. Verläuft man sich, so wird einem bereitwillig geholfen.

All das findet man in Europa nicht. Hier herrscht eine unbeschreibliche Kälte unter den Menschen, der Alltag wird von Anonymität und Unfreundlichkeit bestimmt. Es ist schwer, ein Lächeln im grauen europäischen Alltag zu finden.

Auch die Lebenshaltungskosten in Europa sind für Ghanaer unvorstellbar. Einen Monat in Europa zu verbringen kostet in etwa soviel wie ein Jahr in Ghana.

Die meisten Ghanaer sprechen kein einziges Wort Deutsch, wissen also wirklich ohne Übertreibung nicht viel über Deutschland oder Europa, sind aber dennoch bereit, ihre Nationalität und ihre Würde aufzugeben, um nach Europa zu gelangen. Auch jede noch so erniedrigende Tätigkeit würden sie auf sich nehmen, um sich mit dem hier gesparten Geld eine bescheidene Existenz in Ghana aufzubauen.

Eine verrückte Vorstellung meiner Meinung nach.

Ghanaer sind blauäugig, was das Leben in Europa angeht und haben keine Furcht vor der Fremde. Viele von ihnen sind bereit, ohne Sprachkenntnisse und ohne Geld und nur mit einer einzigen Adresse in der Hand, nach Europa zu fliegen.

Der Jugendliche fing immer wieder von Neuem an, dass er nach Italien wolle, ob ich ihn dort hinbringen könne und ob er mit mir zusammenleben könne u.s.w.. Ziemlich enttäuschend für ihn sah die Wahrheit aus, mit der ich allerdings erst am nächsten Tag herausrückte.

Ich selbst habe nicht die finanziellen Möglichkeiten, einen Ghanaer einzuladen. Außerdem würde er gar kein Visum für Deutschland bekommen.

Als ich ihm dies am darauf folgenden Tag erzählte, stellte ich eine tiefe Enttäuschung in seinem Gesicht fest. In seinen Augen, die vor wenigen Minuten noch glänzten, kehrte nun trostlose Leere ein. Ich glaube, er war auch über meine Ehrlichkeit, seinen Traum realistisch zu betrachten und diesen aus ganz rationalen Gründen platzen zu lassen, ziemlich sauer.

Heute will er mit mir auf dem Motorrad die kleineren Dörfer erkunden.

Mit welchem Motorrad allerdings, frage ich mich?

Was für ein dummer Zufall aber auch, sein eigenes Motorrad scheint gerade kaputt zu sein. Wir müssen uns also ein Motorrad ausleihen und ich soll natürlich zahlen. Der Weg führt uns zu mehreren Motorradverkäufern in der Stadt.

Das Problem ist, dass die Motorräder in der Regel nicht tageweise vermietet werden, sondern lediglich verkauft werden. Man wolle bei einem angemessenen Preis aber eine Ausnahme machen.

Wenn nämlich ein Weißen nach einem Motorrad fragt, klimpert in den Köpfen der meisten Ghanäer schon das Sparschwein, aber nicht mit mir!

Mir wird ein Angebot von einer meiner Meinung nach für ghanaische Verhältnisse immensen Geldsumme unterbreitet. 400.000 Cedis für ein Motorrad (ca. 40 Euro)! Ein Betrag, mit dem ich in sparsamer Lebensweise einen Monat auskomme oder fast eine Woche herumreisen kann, ich bin doch nicht Krösus!

Ich lehne das Angebot kopfschüttelnd ab.

Ein anderer Freund meines Stadtführers unterbreitet mir ein weiteres lächerliches Angebot. Ich könnte sein kaputtes Fahrrad für 80.000 Cedis (ca. 8 Euro) für diesen Tag benutzen. Ich zeige ihm den Vogel und gehe fort. Ob er das verstanden hat, ist die andere Frage!

Noch am selben Abend treffe ich auf einen freundlichen und hilfsbereiten Fahrradverkäufer, der mir ein Fahrrad für die von mir gebotenen 15.000 Cedis (ca. 1.40 Euro) für den gesamten folgenden Tag anbietet.

Ich beschließe, mich von dem nervenden Einheimischen zu trennen um die Stadt auf eigene Faust zu erkunden.

Vor dem Königspalast von Wa, einem weitläufigem Komplex von Häusern, der die verschiedenen königlichen Clans einst beherbergte, treffe ich auf Deutsche.

Der Palast ist sehenswert, er wurde in traditioneller Bauweise, die sich an die Bauweise aus Mali anlehnt, konzipiert. Da er seit 1996 nicht mehr bewohnt wird, zerfällt er zunehmend. Mit den zwei Studenten aus Dresden, die eine Rundreise durch Ghana machen, nehme ich an einer kleinen Besichtigungstour teil.



Am nächsten Morgen um 6.00 Uhr treffe ich mich mit dem Fahrradverkäufer vom Vortag. Das Fahrrad ist startklar und eine halbe Stunde später ist auch das Ticket für die Rückfahrt nach Kumasi am Abend gesichert.

Die Tour, wohin auch immer, kann nun also starten.

Von mir geplant war eine große Tour, ungefähr 45 Kilometer zu einer Touristenattraktion namens Wechiau, wo es Nilpferde zu sehen gibt und die Wohnstätten der Lobi, einem hier im Norden ansässigen Stamm, zu besichtigen sind.

Aufgrund des schlechten Weges, meiner Müdigkeit, der brennenden Sonne und dem nicht gerade komfortablen und zu kleinem Fahrrad schaffe ich es nur ins nächste Dorf, dass sich Dorimon nennt und ca. 18 Kilometer entfernt ist.

In diesem Ort sind zwar schon viele Weiße gesehen worden. Doch befanden sich diese meistens in Bussen auf dem Weg in den oben schon erwähnten Ort Wechiau. Kein Weißer hat es bisher für notwendig gehalten, in Dorimon Halt zu machen und dieses typisch afrikanische Dorf mal näher unter die Lupe zu nehmen.

Recht schnell treffe ich auf einen einheimischen Führer, der mich durchs Dorf führt. So kann ich viele nette, und vor allen Dingen, typische Fotos von der Dorfbevölkerung und den dort typischen Häusern machen.

Meine Hauptaufmerksamkeit galt hierbei der Wohn- und Baukultur. In der Umgebung von Wa sind wir in der Heimat der Burgenbauer. Die Häuser werden hier wie Trutzburgen gebaut, die schwer einzunehmen sind. Der Einfluss der aus dem Sahel kommenden Vorfahren ist hier nicht zu übersehen.

Zudem hatte ich die Möglichkeit, für das Projekt in Denchemuoso Werbung zu machen und vielleicht den einen oder anderen Schüler zu rekrutieren.

In dem Dorf herrscht große Arbeitslosigkeit. Die meisten Dorfbewohner sind zwar in der Lage, sich selbst zu versorgen, doch mangelt es an Schulen und Ausbildungsmöglichkeiten. Der Einheimische erklärte sich mir bereit, im Dorf Werbung für das Denchemuoso Vocational Training Centre zu machen.

Als Symbol der Dankbarkeit gab ich ihm einen Euro, auf den er, so glaube ich, sehr stolz war.

Mittags ging es zurück nach Wa.

Meine Hautfarbe war mittlerweile ansatzweise ähnlich meinem roten T-Shirt, da ich mich am Morgen nur sehr oberflächlich mit Sonnenschutzmittel eingecremt hatte und ich die Sonne im Norden eindeutig unterschätzt hatte.

Ich hatte am Vortag eine Polizeikantine gesehen, dorthin sollte mich mein Weg in der Hoffnung auf ein preiswertes und gutes Essen führen. Auf dem Weg dorthin ist mir ein kleiner Fehler unterlaufen. Ich bog von der falschen Seite in einen Roundabout ein. Die Polizei hatte mich beobachtet und mir eine schwerwiegende Straftat vorgeworfen. Ich müsste ins Gefängnis. Freikommen könnte ich nur, wenn ich die Politesse heiraten würde! Es handelte sich also um einen schlechten Scherz. Ich setzte mich zu den Beamten und es wurde ein netter Schnack daraus. In der Kantine der Polizei hat das Essen ganz gut geschmeckt und ich habe mir bei der Politesse wertvolle Tipps geholt im Hinblick auf weitere Sehenswürdigkeiten im näheren Umkreis. Ich habe sie allerdings nicht geheiratet, sondern mich für mein Vergehen entschuldigt und anschließend verabschiedet.

Mein Weg führte mich nun in das Dorf Nakori, ca. fünf Kilometer weiter, in dem sich eine der ältesten Moscheen Ghanas befindet.

Ihr westsudanesischer Baustil mit ihren in den Himmel ragenden Zinnern ist bemerkenswert und lässt die Schönheit jener Bauten in Timbuktu (Mali) erahnen. Das durchragende Knüppelgerüst diente bei Ausbesserungsarbeiten als Gerüst.



Am späteren Nachmittag, nachdem ich das Fahrrad abgegeben hatte, gönne ich mir noch eine Coca Cola im Hotel. Ich sitze zusammen mit dem Hotelbesitzer und einem von der Vision, nach Europa zu kommen, gestörten älteren Ghanaer. Diesmal habe ich Glück. Der Besitzer lebte als Schüler mehrere Jahre in Deutschland, Belgien und Holland. Er hat eine realistische Vorstellung von Europa. Er fand die Mentalität, die Preise und die dort herrschende Kälte schrecklich. Eine Diskussion folgt und dieser Ghanaer, der in beiden Welten gelebt hat, kann mir helfen, die Paradiesvorstellung im Kopf des älteren Ghanaers zu zerstören.

An der Bushaltestelle verabschiede ich mich noch von Joseph.

In der Regel findet man in Ghana schnell Jemanden, der zu einer Stadtbesichtigung einlädt. Normalerweise muss man nach diesen »guides« noch nicht einmal fragen. Doch sollte man Vorsicht walten lassen, denn sie machen es meist nicht umsonst oder ohne Hintergedanken. Ein Grossteil dieser »guides« ist auf der Suche nach einem kleinen Nebenerwerb und einer Kontaktadresse, die ihnen vielleicht zu Glück und Wohlstand in Europa verhelfen könnte. Doch dieser Joseph ist ganz anders. Er hilft mir aus reinem Idealismus und verlangt gar nichts dafür.

Um 20.00 Uhr hieß es Abschied nehmen von Wa und der Region Upper West. Noch einmal stand eine lange und beschwerliche Reise vor mir. Zehn schreckliche Stunden, in denen es mir nicht wirklich gut ging, da ich verdorbenes Brot gegessen hatte.

Um kurz nach 6 Uhr morgens komme ich in meiner Bude in Denchemuoso an. Sie wirkt so leer und aufgeräumt, total ungewohnt für mich. Ach ja, ich erinnere mich, der Florian hat sich auf den Heimweg gemacht. Es ist ein merkwürdiges Gefühl, das gesamte Zimmer und das Doppelbett wieder für mich alleine zu haben. Es ist wieder mein eigenes Reich, in dem ich tun und lassen kann, was ich will! Plötzlich erscheint mir die Wohnung viel größer, wobei das Zimmer gerade mal ungefähr zehn Quadratmeter misst, genug Fläche aber, um zu zweit wohnen zu können. Meine Wahrnehmung hat sich wohl geändert.

10. Fazit meiner Reisen durch Ghana

Das war sie also, meine letzte Reise in Ghana, wo ich sechs Monate meines Lebens (bis jetzt, vielleicht werde ich ja später zurückkehren) verbracht habe.

Es war eine Reise in die Region des Landes, die mir persönlich am Besten gefallen hat. Viele Touristen werden wohl nicht meiner Meinung sein, denn nur wenige Europäer wagen das Abenteuer in den Norden.

Touristen verbringen ihren Urlaub lieber an der Küste.

Die Sklavenburgen als historisches Erbe schrecklicher Zeiten werden besichtigt, es geht in die kulturell gesehen wichtigste Stadt Kumasi, in die Volta Region aufgrund seiner zahlreichen Ausflugsmöglichkeiten und an die vielen schönen Strände an der Küste.

In diesen Teilen des Landes ist die Infrastruktur auf Touristen eingestellt. Man findet Hotels aller Art und jede Menge touristischer Attraktionen. Der westliche Einfluss ist stark ausgeprägt, es gibt nur wenig, was als wirklich afrikanisch eingestuft werden kann.

Das Erbe aus kolonialen Zeiten und den Machtbestrebungen der Europäer – angefangen bei den Sklavenburgen über Krankenhäuser, »richtigen« Städten mit »richtigen« Häusern aus Beton und christlichen Kirchen bis zu modernen Diskotheken und nervenden Verkehrsstaus – dominieren oft das Bild.

Was man hier vorfindet, ist authentisch genug und spiegelt schlichtweg den oftmals grausamen Gang der Geschichte wieder.

Doch das richtige, das typische, das traditionelle, das unberührte Afrika findet man im Norden.

Und genau aus diesem Grund finde ich den Norden besonders sehenswert und interessant.

Zudem ist Upper West die schönste der drei nördlichen Regionen.

So gut wie alles unterscheidet sich hier vom Süden des Landes. Man denkt teilweise, dass man sich in einem anderen Land befindet.

Auch die Sprache ist ein wichtiger Unterschied. Twi, dass in weiten Landesteilen gesprochen wird, verliert im Norden an Bedeutung. Wir befinden uns hier im so genannten Sprachgebiet der Gur.

Die Menschen sind anders gekleidet. Anstatt lässig über die Schulter geschwungener Stoffe und europäischer Kleidung tragen die Männer so genannte »Boubous«, kaftanartige Gewänder in allen möglichen Farben und Variationen. Häufig zu sehen sind auch die aus aufwendig handgewebten Stoffen hergestellten Hemden.

Im Gegensatz zum mehr christlich orientierten Süden steigt hier der Anteil der Menschen, die sich zum Islam bekennen. Der Jahrhunderte lange moslemische Einfluss, zum Teil durch Einwanderer, zum Teil durch arabische Händler, die schon seit Jahrtausenden den beschwerlichen Weg durch die Sahara auf sich nahmen, prägt hier über weite Landstriche Architektur und Lebensstil.

Zudem kommt die Mentalität der Menschen. Besonders hervorzuheben sei hier die Art, wie man dem weißen Mann begegnet.

Wie schon vorangegangen berichtet, geht mir das »Obroni-Gebrüll« ziemlich auf die Nerven.

Diese Art, dem Weißen zu begegnen, ist mir im Norden nur selten begegnet. In Nordghana kann man als Weißer frei herumlaufen. Hier wird man nicht ständig um Geld gebeten. Die Menschen sind nicht so stark verdorben. Auf dem Markt wird keiner versuchen seine Waren mit aller Vehemenz zu verkaufen. Die Menschen sind friedlicher, ruhiger und gelassener in ihrer Art.



VI. Schlechte Erfahrungen

1. Die tropischen Krankheiten

Zu Hause in Deutschland: Ich und krank sein?

Nie und nimmer. Krankheiten waren für mich ein Fremdwort, dessen Bedeutung ich mir noch nie wirklich vor Augen geführt hatte. Ich war immer topfit. Meine Fehltage während meiner Schulzeit am Gymnasium kann man an einer Hand abzählen. Zudem war ich nicht derjenige, der durch ständige Schwänzerei dem Unterricht fern blieb.

In Deutschland bzw. schon immer war meine Ernährung jedoch äußerst ungesund. Die Speisen, die ich zu mir nahm, waren nicht das, was man in unserem Sinne unter nährstoffreich versteht. So kann ich von mir behaupten, dass ich nicht viel für mein körpereigenes Abwehrsystem getan habe. Es gab einige Leute, unter ihnen z.B. meine Schwester, die sich wirklich wunderten, dass ich nie krank wurde. Mit falscher und ungesunder Ernährung habe ich persönlich aber in Deutschland keine Probleme bekommen.

Es war einfach so, und ich habe mir darüber nie wirklich Gedanken gemacht.

Aber dann kam alles ganz anders.

Nach 21 Jahren ohne Krankheiten, wenn man einmal von den Kinderkrankheiten absieht, kamen sechs Monate Afrika, und eine Krankheit folgte der Nächsten.

Dreimal Malaria, einmal Hammorrhoiden, häufige Durchfallgeschichten, Verstopfungen, Kopfschmerzen und Ohrenschmerzen machten mir das Leben in afrikanischen Gefilden schwer. Hinter mir habe ich nun neun Arztbesuche, bei denen ich ca. 100 Euro gelassen habe, mit dem ich sonst zwei Monate ausgekommen wäre.

Allerdings hatte ich die Krankheiten hauptsächlich innerhalb von zweieinhalb Monaten, in denen es mir teilweise so schlecht ging, dass ich das Verlangen hatte, in mein Heimatland zurückzukehren, um auf die wesentlich bessere medizinische Versorgung dort zurückgreifen zu können.

Doch es gab drei gute Gründe, die mich davon abhielten, im Krankheitsfall alles hinzuschmeißen und in die Heimat zu flüchten.

Zum einen war es der Unterricht. Ich bin nach Ghana in einer Mission gekommen. Diese lautete, im Denchemuso Vocational Training Centre als Englischlehrer zu unterrichten. Damit wollte ich den Schülern, von denen Viele lediglich Twi und nur wenig Englisch sprachen, beim Erlernen der offiziellen Amtssprache Englisch helfen. Zu keinem Zeitpunkt wollte ich diese Mission vor Ablauf des 9. Oktobers beenden. Meine Intention war und ist es, dass der Unterricht den Schülern etwas bringen soll und ihnen im späteren Leben bessere Chancen in einer von der englischen Sprache geprägten Arbeitswelt ermöglicht.

Der zweite Grund war, dass ich zum Zeitpunkt der Krankheiten noch nichts von dem Land Ghana gesehen hatte. Ich konnte doch Ghana nicht verlassen, ohne das Land überhaupt erst kennen gelernt zu haben. Denn das Land an sich, wie in den vorangegangen Kapiteln berichtet, ist durchaus sehr sehenswert und man sollte, wenn man schon einmal dort ist, sich auf jeden Fall die Zeit nehmen, es näher kennen zu lernen.

Der dritte Grund war ein ghanaisches Mädchen, die mir genau beim Ausbruch meiner ersten Malaria den Kopf verdreht hatte. Ich hatte mich verliebt, und das in Ghana! Sie hieß Beatrice und ging noch zur Schule. Ihre Schule war sehr weit weg. Deshalb haben wir uns nur äußerst selten gesehen. Wir mussten auf die großen Ferien, in denen wir uns dann aber aufgrund verschiedener Differenzen bereits voneinander trennten, warten.

Im Folgenden möchte ich die Krankheiten, meine persönlichen Erfahrungen während der Krankheiten, vor allen auch mit den Ärzten und Krankenhäusern schildern.

Während der ersten fünf Wochen war ich topfit. Die Gewöhnung an das ghanaische Klima und an das völlig andere Essen bereitete mir überhaupt keine Probleme. Im Gegenteil, mein

Abwehrsystem kam mit den neuen und ganz anderen Herausforderungen scheinbar ganz gut zu recht.

So dachte ich es jedenfalls, bis ich eines Besseren belehrt wurde.

Montag, der 11. Mai, Schulbeginn nach den Osterferien. Dies sollte mein erster Arbeitstag im Denchemuso Vocational Training Centre sein.

Sonntagabend nahm ich wie immer die vorgeschriebene Malaria prophylaxe, die ich während der sechs Monate einmal wöchentlich schlucken musste, ein. Doch an diesem Abend schien irgendetwas mit meinem Körper los zu sein. Meine Stirn fühlte sich ungewohnt heiß an. Meine Körpertemperatur schien über den gewohnten 36 Grad zu liegen. Ich dachte mir, eine Nacht kann ich darüber schlafen, und dann werde ich weitersehen.

Am nächsten Morgen, immer noch das gleiche Gefühl. Ein Fieberthermometer half mir bei der Einschätzung meiner Körpertemperatur. 38,3 Grad, das war eindeutig!

Fieber!

Bei Fieber in den Tropen denkt jeder sofort an Malaria, und das sollte man auch!

Ich hatte schon viel über diese schreckliche Krankheit gehört und gelesen. Aber man hofft ja immer, selber verschont zu bleiben.

Eigentlich war es kein Wunder, dass ich an Malaria erkrankte. Neben der medizinischen Prophylaxe, während der gesamten sechs Monate einmal wöchentlich ein Medikament zu nehmen, war mir dringend geraten worden, mich auch äußerlich gut gegen Moskitos zu schützen. Mein Moskitonetz aber erfreute sich damals noch unberührter Jungfräulichkeit. Ich habe mich weder mit Mückenspray eingesprüht, noch habe ich abends Kleidung getragen, die den ganzen Körper bedeckt. So brauchte ich mich eigentlich gar nicht zu wundern.

Ich kann deshalb nur Jedem raten, der in die Tropen reist, die ärztlichen Ratschläge nicht nur an zu hören, sondern auch wirklich zu befolgen.

So, nun hatte ich also Malaria! Unterrichten musste ich die Woche noch nicht, denn die Schüler waren mit der Säuberung und dem Pflügen des Schulgrundstückes beschäftigt. Ein leichtes Niedergeschlagenheitsgefühl machte sich bei mir bemerkbar. Ich verbrachte den Tag im Bett.

Dienstagmorgen war ich immer noch vom Fieber geplagt. Ich entschloss mich, einen Doktor zu konsultieren.

Doch wohin sollte ich gehen? Hier gibt es nicht, so wie in Deutschland, ein dichtes Netz an niedergelassenen Ärzten.

In der Hauptstadt Ghanas, Accra, wäre alles kein Problem gewesen. Die deutsche Botschaft hat eine Ärzteliste mit den dortigen Ärzten ins Internet gestellt. Die Botschaftsärztin, die sich selbst in dem Zeitraum krankheitshalber in Deutschland aufhielt, hatte mir aber per E-Mail auch für Kumasi einige deutschsprechende Ärzte und auch Krankenhäuser genannt. Empfohlen wurde mir Kumasis größtes Krankenhaus, das Komfo Anokye Teaching Hospital.

Dieser Empfehlung bin ich dann auch nachgekommen.

Tausende von jungen und alten Menschen mit den verschiedensten Gebrechen, Babygeschrei, Patienten mit Tränen in den Augen umgeben mich. Alte Leute, die kaum noch laufen können, werden von ihren Verwandten gestützt und in den Raum des Doktors begleitet. Manchen steht das Elend förmlich ins Gesicht geschrieben; manchen tropfen die Schweißperlen von der Stirn. Malaria? Andere übergeben sich. Hier kann man die Krankheiten nicht nur sehen, sondern auch riechen, fühlen und spüren. Was ich hier gesehen habe, war so unvorstellbar schrecklich, dass es dazu geführt hat, dass ich mich selber noch ein kleines bisschen elender gefühlt habe.

In diesem Gewühl stand ich nun als einziger Weißer, keine Ahnung, wohin ich mich wenden sollte. Ich treffe eine Krankenschwester, die mich anweist, mich vor einem Schalter in der langen Reihe anzustellen und mir einen Krankenschein abzuholen. Eine halbe Stunde später werde ich zurück zur Krankenschwester geschickt. Diese sagt, ich solle das Krankenhaus verlassen und in einem Labor einen Bluttest machen lassen und dann die nächste, nicht weit entfernte »Polyclinic« aufsuchen.

Im Labor habe ich nach 20 Minuten Gewissheit: Malariaparasiten wuseln in meinem Blut! Was für ein Schreck, fünf Wochen Afrika und schon habe ich Malaria!

Nach langem Suchen finde ich eine »Polyclinic« in der Nähe des Königspalastes.

Ein junger Arzt führt mich nach dem Ausstellen einer Krankenkartei zu einer Ärztin.

Vor dem Sprechzimmer hat sich zwar bereits eine Schlange gebildet, doch werde ich als Erster hereingewunken. Es stellt sich heraus, dass die Ärztin 14 Jahre in Düsseldorf gelebt hat.

Welch Glück, wenn sie in Deutschland gearbeitet hat, sollte sie qualifiziert und kompetent sein. Ich berichte ihr von meinen Beschwerden auf Englisch, denn am Morgen habe ich meinen englischen Wortschatz in Bezug auf das Krankheitsvokabular erweitert, sie antwortet auf Deutsch. Eine halbe Stunde später bin ich um 50.000 Cedis erleichtert (ca.5 Euro), habe Medikamente sowie ein ärztliches Attest. Sie empfiehlt mir für diese Woche Bettruhe.

Am späten Nachmittag bekomme ich Essen und Besuch von einem guten Kumpel. Als ich essenderweise nur in Boxershorts gekleidet, mit ungegelten Haaren (am Anfang meiner Zeit habe ich noch sehr auf mein Aussehen geachtet, mittlerweile habe ich es aber aufgegeben) und aufgrund meiner Krankheit ziemlich schlecht ausschau, ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt, überrascht mich eine gute Freundin namens Beatrice. Bei dieser hübschen jungen Dame war ich mir am Anfang gefühlsmäßig nicht im Klaren, ob es nur Freundschaft sei oder sich mehr daraus entwickeln könnte. Auf jeden Fall war es mir äußerst peinlich, dass sie mich hier in diesem Zustand erblicken musste.

Am nächsten Morgen geht es mir schon viel besser. Beatrice führt meine schnelle Genesung auf ihre Gebete zum Allmächtigen zurück. Sie lädt mich zu meinem Lieblingsessen ein. Nach meinem Gefühl war ich wieder topfit. Zwischen mir und Beatrice funkelt es und wir kommen uns näher.

Die erste Malaria ist schnell vergessen. Schmetterlinge in meinem Bauch ließen mich die gesamte Palette von Krankheiten verdrängen. Dieses Mädchen musste nur da sein und mir ging es wunderbar.

Doch zwei Wochen später, am Sonntag, ich komme gerade von meiner Freundin, die ein Internat in den Bergen des Kwahu Plateaus in 110 Kilometern Entfernung besucht, scheint mein Körper vor Hitze zu glühen. Am nächsten Morgen in der »Polyclinic« fällt der Malaria test jedoch negativ aus.

Ein paar Tage später kommt mir der Gedanke, dass die wöchentliche Malaria medikation starke Nebenwirkungen haben kann. Ein Unterschied zwischen den Nebenwirkungen der Lariamprophylaxe und einer echten Malaria sind manchmal nicht auszumachen. Die

Nebenwirkungen treten aber nur 24 Stunden nach der wöchentlichen Einnahme auf, was auch erklärt, warum ich am Dienstag kein Fieber mehr hatte.

Doch dann nach drei Wochen ging es wieder los. Durchfall, Verstopfung und eine kleine Entzündung im Bereich des Afters, die höllisch wehtat, besonders immer dann, wenn ich mich bewegte. Fieber und damit eine weitere Malaria waren wieder mit von der Partie.

Dieses Mal suchte ich ein näher gelegenes Krankenhaus auf. Drei Stunden lang wurde ich wieder mit dem ganzen Übel einer öffentlichen Klinik konfrontiert. Im Sprechzimmer verschrieb mir ein junger Arzt eine Salbe und Medizin zum Einnehmen, die jedoch nichts nützten. Nach nur fünf Tagen suchte ich dasselbe Krankenhaus auf, wo ein anderer Arzt mich immerhin untersuchte, um eine vernünftige Diagnose aufzustellen. Der vorige Arzt hatte meinen Körper gar nicht untersucht, daher konnte seine Diagnose nur falsch lauten. Er verschrieb daraufhin weitere Medizin und Zäpfchen, die leider wieder nicht halfen.

Bei meinem dritten Besuch in demselben Krankenhaus konnte mir selbst der dritte Arzt nicht helfen!

Trotz meiner Leiden wartete ich eine Woche, bis ein Bekannter, der einige Semester Medizin studiert hatte, mir den Ratschlag gab, einen Spezialisten zu konsultieren. Er würde einen Doktor kennen, der sich auf Krankheiten im Bereich des Afters spezialisiert habe und der Beste im Lande sein sollte.

Am nächsten Tag mache ich mich mit meiner Freundin, die mich die Woche überraschend besucht hatte, auf den Weg zum besagten Doktor.

Keine stundenlange Warterei, kein Gewühl von Menschen, doch schon alleine der Bluttest ist fünfmal so teurer wie in einem normalen Labor in der Innenstadt! Der Doktor, ein netter, kompetenter und hilfsbereiter Arzt, dessen Wand zahlreiche Examen und Urkunden aus dem In- und Ausland schmücken, scheint mir helfen zu können. Als erstes untersucht er meinen After genauer. Im Anschluss folgt ein Blut- und Urintest. Eine halbe Stunde später habe ich endlich meine Diagnose - Hammorrhoiden, wahrscheinlich verursacht durch zuviel Pfeffer und hygienisch schlecht zubereitetem Essen. Ich solle besser auf meine Ernährung achten und zuviel Pfeffer meiden. Medizin wird mir verschrieben, bei der ich auf einmal 500.000 Cedis (ca. 50 Euro)

berappen muss, 10-mal so viel, wie ich jeweils bei den vorherigen Ärzten gelassen habe. Natürlich ist mein Geldbeutel darauf nicht vorbereitet, und ich muss erst einmal in die Stadt und die nächste Bank aufsuchen, um die Arztrechnung bezahlen zu können.

500.000 Cedis sind ein echter Schock für mich. Im Vormonat bin ich mit dem Geld einen ganzen Monat über die Runden gekommen, und jetzt gebe ich denselben Betrag auf einen Schlag innerhalb eines Tages aus!

An der Medikamentenausgabe wird mir eine prallgefüllte Tüte mit Medikamenten ausgehändigt, und ich muss zwei Spritzen in den After über mich ergehen lassen. Auf dem Markt in Kumasi kaufe ich noch einen Behälter, der groß genug ist, um darin mit dem Hinterteil sitzen zu können. Dreimal am Tag sollte ich mich nun jeweils eine halbe Stunde lang in eine Lösung setzen, die aus lauwarmem Wasser und einem Esslöffel Medizin bestand. Für die Beschaffung warmen Wassers musste ich immer 300 Meter laufen, nämlich zur Unterkunft der Mädels. Insgesamt nahm diese Art der Medikation, ich nenne es jetzt einfach mal makaber “in der Soße sitzen” eine gesamte Stunde in Anspruch, und dass dreimal am Tag! Auch war das Sitzen in dem hellblauen Plastikbehälter nicht gerade sehr bequem.

Aber, oh Wunder, meine Beschwerden nahmen schon nach dem ersten “Bad” ab. Ganze zehn Tage musste ich die Behandlung fortsetzen und zudem auf mein Lieblingsessen verzichten. Nach einer Woche stattete ich dem Arzt einen Kontrollbesuch ab. Mittlerweile hatte mich die dritte Malariawelle erfasst und schreckliche Ohrenschmerzen taten ihr Übriges. Die Malaria sowie die Ohrenscherzen verschwanden aber aufgrund der mir vom Arzt verschriebenen Medikamente relativ schnell.

Aufgrund weiterer Durchfallbeschwerden musste ich den Arzt noch zwei weitere Male aufsuchen. In seiner Privatklinik bin ich mittlerweile bekannt und habe das Gefühl, gut aufgehoben zu sein.

In den letzten Wochen hatte ich keinerlei körperlicher Beschwerden mehr. Wahrscheinlich beruhte dies auf der Tatsache, dass ich mehr auf meine Ernährung achtete und es vermied, typisches ghanaisches Essen, gewürzt mit zu viel Pfeffer, zu speisen. Verzicht war z.B. bei meiner Lieblingsspeise Fufu und vielen anderen leckeren Sachen angesagt. Doch manchmal

konnte ich auch zu Fufu nicht nein sagen, da es als unhöflich gilt, ja sogar fast als Affront in den Augen der Ghanaer, eine Essenseinladung abzulehnen. Mittlerweile nahm ich auch ein halbwegs vernünftiges Frühstück zu mir, ab mittags oder am frühen Nachmittag warm, und abends beließ ich es meist bei einer Kleinigkeit. So waren meine Mahlzeiten ausgewogener und insgesamt besser über den Tag verteilt. Zuvor war Fasten bis zur Mittagszeit an der Tagesordnung, mittags stand ein ungesundes Weisbrot auf dem Speiseplan, dass ich förmlich in mich hineinstopfte, und abends gab es zumeist ungesunde ghanaische Mahlzeiten, die des öfteren auch von einer Garküche der Hauptstraße kamen. Häufig habe ich meinen Körper einfach mit viel zu großen Mengen an Essen auf einmal belastet, so dass Magenschmerzen nicht verwunderlich waren.

Das war also meine ghanaische Bilanz der tropischen Krankheiten.

Erschwerend kam die Tatsache dazu, dass die medizinische Versorgung in Ghana in keinerlei Hinsicht mit der in Europa vergleichbar ist. Allein schon die Tatsache, dass in diesem Land nur etwa 1.200 Ärzte auf 20 Millionen Einwohner kommen, spricht für sich. In Deutschland sind es im Vergleich ca. 306.000 Ärzte auf 83 Millionen Einwohnern, d.h. ca. 80-mal mehr!

Sofern ein ghanaischer Arzt die Chance hat, in den Staaten oder in Europa studieren zu können und später in der Lage ist dort zu praktizieren, nutzt er diese. Es ist deshalb eine erschreckende Tatsache, dass die meisten guten Ärzte auswandern. Hauptsächlich spielen hier wirtschaftliche Belange wie eine bessere Bezahlung den ausschlaggebenden Faktor.

Das Phänomen ist in den Entwicklungsländern altbekannt und nennt sich »brain drain«. Es betrifft nicht nur Ärzte, sondern all diejenigen aus den Entwicklungsländern kommenden Menschen, die eine sehr gute Ausbildung genossen haben und mit der daraus erlangten höheren Qualifikation die Möglichkeit haben, in westlichen Industrienationen zu arbeiten und dort ein höheres Einkommen zu erzielen.

In Ghana selber sind nur wenige Ärzte verblieben. Diese praktizieren, wie der Arzt, den ich konsultiert habe, in der Regel in einer eigenen Privatklinik. Für die breite Masse der Bevölkerung bleiben diese Spezialisten, die wirklich helfen könnten, aus finanziellen Gründen meist unerreichbar. Sie sind zu teuer.

In den staatlichen Krankenhäusern trifft man häufig auf erheblich schlechter ausgebildete Ärzte, die selber für einen Hungerlohn der relativ armen Bevölkerung nicht in dem Maße helfen können,

wie es angesichts der großen gesundheitlichen Probleme, wie z.B. Aids und Malaria, notwendig wäre.

Deswegen sucht ein großer Teil der dörflichen Bevölkerung Rat bei traditionellen Heilern, den Medizinmännern, die versuchen, mit großen Zeremonien die bösen Geister aus den Körpern der Erkrankten zu vertreiben.

Ein guter Arzt ist in Ghana ein hoch angesehener Bürger, der von allen respektiert wird.

Geht derselbe Arzt nach Europa, so liegt vielleicht sein Einkommen um einiges höher, und er hat auch sonst mehr Möglichkeiten, doch genießt er nicht das gleiche Ansehen wie in Afrika. In den westlichen Industrienationen mangelt es uns nicht an qualifizierten Ärzten und ein afrikanischer Arzt wird schnell zu einer Nummer unter vielen anderen ebenfalls kompetenten Ärzten degradiert.

Trotzdem gelingt es den Regierungen der Entwicklungsländer nicht, gute Ärzte und sonstige Wissenschaftler dauerhaft an ihr Land zu binden. Ein Problem, das die Regierungen der meisten afrikanischen Nationen vor große Probleme stellt und in den kommenden Jahren in Angriff genommen werden muss, denn Afrika kann nur sich selbst helfen!

In Ghana habe ich gelernt, was es bedeutet, wenn eine Krankheit die Nächste jagt, wenn die ganze Familie, bei der man im Krankheitsfall nach Schutz und Geborgenheit sucht, weit weg ist und die medizinische Versorgung im Vergleich zu Deutschland miserabel ist.

Dies sind zwar schlechte Erfahrungen, die ich gemacht habe, doch im Nachhinein sehe ich keinen Grund, mich über solche schlechten Erfahrungen zu ärgern. Sie sind meiner Meinung nach wichtig, um Ghana, als ein typisches Entwicklungsland mit all seinen Problemen, besser verstehen zu können.

Ein weiterer Lerneffekt ist sicherlich die Einsicht, dass das Leben nicht immer so läuft, wie man es sich vorstellt.

Im Leben kommen und gehen gute und schlechte Erfahrungen.

Ich hatte in diesem Lande manchmal das Gefühl, mich in einem tiefen, pechschwarzen Tunnel ohne Ausweg verirrt zu haben. Doch hat mich das Leben gelehrt, dass es fast immer einen Ausweg gibt, egal wie tief, steinig und dunkel der Tunnel am Anfang zu sein scheint. Man muss kämpfen!

Ich persönlich habe die tropischen Krankheiten überlebt und sicherlich das Ein oder Andere durch diese Erfahrungen gelernt.



Krankenhaus in einem Dorf in Nordghana

2. Heimweh

Kennt ihr dieses Gefühl?

Man ist fern weg von der Heimat, alles kotzt einen an und man würde am liebsten alles hinschmeißen, um bei seinen Freunden zu sein und es sich bei Mutti gut gehen zu lassen?

Ich lebe hier in meiner afrikanischen Heimat Denchemuso nun schon seit fünf Monaten. Ich kann mich wirklich nicht beklagen. Es gefällt mir in diesem Dorf sehr gut. Doch ist es zurzeit sehr langweilig. In diesem Ort ist einfach nicht viel los.

Aber noch mal zurück zu dem Gefühl, das zurzeit alles daran setzt, mich aufzufressen - das Heimweh.

Eigentlich dachte ich, von diesem Gefühl an einem Ort, der so anders ist als die Heimat, verschont zu bleiben. Auch war ich der Ansicht, gegen das Gefühl immun zu sein. Denkste! Dagegen gibt es kein Rezept, kein Hilfsmittel, man ist dem Gefühl hilflos ausgesetzt. Mich persönlich hat es gepackt, wie es schlimmer nicht sein könnte, und ich kann nichts, aber auch gar nichts dagegen tun.

Nun gut, war ich schon einmal so lange von meiner Familie und meinen Freunden getrennt? Mein längster Aufenthalt fern der Heimat waren meine drei Wochen London vor zweieinhalb Jahren. Meinem Gefühl nach war das damals schon eine sehr lange Zeit, denn ich war ausgerechnet zu dem damaligen Zeitpunkt gerade frisch verliebt und glücklich mit meiner großen Jugendliebe Julia zusammen. Als ich im Juli 2003 von zu Hause weggezogen bin, kam ich nach zwei Wochen immer wieder nach Hause, da mir der Zivildienst die Möglichkeit gab, kostenlos mit dem ICE zwischen Nürnberg und Oldenburg zu pendeln. Zudem gab es ja noch das Telefon, diese tolle technische Errungenschaft. Mein Handy und ich, wir waren einmal unzertrennlich. Meine Mitbewohner im Haus haben mich, so glaube ich, nie ohne Telefon am Ohr gesehen.

Nun aber bin ich für sechs Monate weg, weit weg, auf einem komplett anderen Kontinent, in »Aferika«, wie mein Kollege Florian zu sagen pflegte. 5.500 km entfernt! Fünf Monate habe ich schon hinter mir, nur noch ein Monat steht mir bevor, oder besser gesagt um diese Uhrzeit, als

ich diesen Bericht schreibe, in genau vier Wochen bin ich mit meiner Mutter in Amsterdam zum Frühstück verabredet (es ist Sonntag, der 12.09.04, 6.30 Uhr morgens).

Hier habe ich leider nicht die Möglichkeit, jeden Tag mit meiner Familie und mit meinen Freunden zu kommunizieren. Ein Telefonanruf nach Deutschland würde mich 60 Cent die Minute kosten, für dessen Preis ich jedoch eine Stunde im nächsten Internet-Café surfen kann. Per E-Mail kann man auch innerhalb einer Stunde sehr viele Nachrichten verschicken. Die persönliche Note und vor allen Dingen die Stimme fehlen natürlich und machen das Ganze sehr anonym.

Das Gefühl des Heimwehs macht mich wahnsinnig. Es plagt mich so sehr, dass ich mir gerade im Detail ausmale, wie meine Ankunft in Deutschland am Sonntag und die erste Woche sein werden.

Hmm, lass mich einmal überlegen...

Meine Maschine wird am 10.10.04 morgens um 6.10 Uhr in Amsterdam landen. Meine Mutter will das Wochenende in Amsterdam verbringen und mich direkt vom Flughafen abholen und ins Hotel zu einem ausgiebigen Frühstück einladen. Ein europäisches Frühstück mit allem Drum und Dran wird mich erwarten: Leckere Wurst, Käse, Vollmilch, Kaffee, vernünftiges Brot und Brötchen, eine frische Tageszeitung (seit fünf Monaten bekomme ich vom Weltgeschehen nicht mehr viel mit). Mindestens fünf Brötchen, fünf Tassen Kaffee, einen Liter Vollmilch und ein paar Brotscheiben mit Nutella, Käse und leckerer Wurst stehen auf meinem persönlichen Speiseplan! Nach sechs Monaten wird auch zum ersten Mal wieder ein Auto gelenkt in der Hoffnung, dass ich es nicht verlernt habe. Es geht dann direkt in meine Heimat Oldenburg. Dort werde ich sehnsüchtig von der Oma und dem Aka (meinem Patenonkel) erwartet, die sich die meisten Sorgen um mein leibliches Wohl gemacht haben und sicherlich auch die Intention haben, mit mir Essen zu gehen. Aber kein Problem, ich lasse mich gerne einladen. »Elrado Steakhouse« oder Bad Zwischenahn sollte es aber schon sein. Seit sechs Monaten habe ich, mit einer Ausnahme in Togo, kein vernünftiges Steak mehr gegessen. Ein saftig gebratenes Steak mit Folienkartoffel, einer kräftigen Hühnerbrühe und dazu ein Weizenbier könnten für Abhilfe sorgen! Vor Freude werde ich bestimmt fast vom Hocker fallen. Nachmittags werde ich mich in mein altes Zimmer zurückziehen und diverse Telefonate führen. Ich werde die Leitung bestimmt einige Stunden lang besetzt halten. Am Abend wird es Sturm an der Tür läuten und die besten Freunde werden

vorbeischauen und es wird nach langer Abstinenz das ein oder andere Weizenbier getrunken. Ein Sit-in, wie in alten Zeiten halt. Vielleicht schaue ich auch gegenüber in die gute alte Kneipe »Bei Beppo« und gönne mir ein Baguette, wer weiß?

So wird ungefähr mein erster Tag ausschauen, so habe ich ihn mir zumindest vorgestellt. Die folgende Woche werde ich dann noch in Oldenburg bleiben. Rasen mähen, in einem »richtigen« Supermarkt shoppen gehen, ins »Schmizz« schauen, der alten Diskothek aus Jugendzeiten, die Telefonrechnung meiner Mutter ein wenig erhöhen, mir eine Studentennacht in der Stadt gönnen, Frisör (der 70er Jahres-Schnitt muss eindeutig ab!), Zahnarzt, Tischfussball, in meine alte Schule gehen, alle möglichen Leute wieder sehen, usw....

Aber es ist ja noch so lange hin. Doch kann ich es kaum erwarten.

Gestern abend wollte ich noch lesen, doch es hat nicht geklappt, meine Gedanken haben sich zu sehr um Oldenburg, die UNI, meine Zivildienstzeit in Nürnberg gekreist, so dass ich mich nur mit Schlaf ablenken konnte. Aber schon um 4.00 Uhr morgens bin ich erwacht, und es, das Gefühl des Heimwehs, auch.

Was soll ich machen?

Vielleicht helfen mir diese Zeilen, besser mit dem Gefühl klarzukommen.

In einem Monat werde ich auf jeden Fall glücklich sein, und bis dahin heißt es Durchhalten.
Die Zeit werde ich überleben. Fufubroni schafft das schon!

3. Das »Obroni-Gebrüll«

Es sind diese Tage. Es geht dir beschissen. Vielleicht hattest du einfach einen schlechten Tag. Du willst jetzt einfach nur noch deine Ruhe haben. Und dann geht es los – das »Obroni-Gebrüll«!

Ich gehe entlang der Hauptstraße meiner afrikanischen Heimat Denchemuso auf der Suche nach etwas Essbarem. Ich habe heute nicht gerade den besten Tag erwischt und will eigentlich nur etwas gegen den plagenden Hunger finden und dann in die Kiste, um zu schlafen.

Doch was kommt auf der Strasse von allen Seiten?

„Obroni, Obroni, come (here)!“

„White man, where are you going?“

“I’m hungry, give me money!”

“Obroni, how are you?”

...und noch vieles andere, von überall her.

Und ich muss sagen, das geht einem tierisch auf die Nerven!

Bin ich hier irgendjemandem Rechenschaft darüber schuldig, wo ich hingehe?

Ich glaube nicht, ich bin 21 Jahre alt, erwachsen, alt genug um dort hinzugehen, wo ich will. Und meine Mutter, vielleicht die Einzige und Letzte, von der ich so eine Frage akzeptieren würde, ist 5.500 Kilometer entfernt.

Muss mich hier auf der Straße denn Jeder ansprechen und mit mir labern?

Manchmal habe ich keine Lust zu reden, ansonsten würde ich für den Weg zum Essen, mein einziges Motiv, mich auf dieser Straße aufzuhalten, Ewigkeiten brauchen. Es gibt Zeiten, in denen ich einfach nur allein gelassen werden möchte, was hier in Ghana, als Europäer auf einem Dorf, schier unmöglich zu sein scheint.

Warum starrt mich Jeder an?

Nur weil ich der einzige Weiße in Denchemuso bin, ist das noch lange kein Grund, mich mit großen Augen anzuschauen. Ich bin auch nur ein Mensch, und ich sehe keinen Unterschied

zwischen Schwarz und Weiß. Ich weiß, dass man in Deutschland als Schwarzer nicht so penetrant angestarrt wird. Für mich ist diese Art von »Anstarren« eine ganz klare Art von Rassismus, auch wenn es vielleicht von den Dorfbewohnern nicht so gewollt ist. Aber meinem subjektiven Empfinden nach zu urteilen verspüre ich darin eine ganz klare Diskriminierung. Ungewollt vermittelt es die Aussage, die mir allzu deutlich zeigt, dass ich allein aufgrund meiner Hautfarbe niemals in dieses Dorf hineinpassen kann.

Warum wird man hier ständig als wandelndes Bankkonto gesehen?

Als Weißer wirst du ständig angebettelt, es ist unerträglich! Leute schnorren dich an, wollen Geld für ihr Essen, verlangen deine Klamotten oder sind scharf auf deine Uhr. Was soll denn das? Ich bin hierher gekommen, um in einem Projekt zu helfen und arbeite selber ohne Gehalt. Da muss ich ein wenig Acht geben auf das zu Hause mühsam gesparte Geld, damit es auch sechs Monate ausreicht. Wenn ich einem Dorfbewohner das Essen spendieren würde, würde gleich der Nächste ankommen. Ich würde somit eine ungewollte Kettenreaktion einleiten und das ganze Dorf würde letztendlich vor meiner Haustür auf der Suche nach Essen stehen. Das kann ich mir selbst als Weißer, der hier in vielen Augen als »goldene Melkkuh« gesehen wird, nicht leisten.

4. Ein mieser Tag

Schweißgebadet wache ich auf. Blick auf die Uhr: Es ist 1.00 Uhr nachts. Blick neben mich, mein Münchener Mitbewohner, mit dem ich unter einem Moskitonetz auf einem Doppelbett nächtige, schläft tief und fest. Mein Magen grummelt verdächtig. Ein schrecklicher Alptraum hat mich aus dem Schlaf gerissen. Vor wenigen Minuten befand ich mich noch in einer lebensgefährlichen Situation, zumindest im Traum. Es war einer von diesen Alpträumen, die verdammt realitätsnah sind und nach denen man voller Panik aufwacht, sich aber schon fünf Minuten später nicht mehr an ihren Inhalt erinnern kann. Der schreckliche Traum ist schnell vergessen. Es ist der Magen, der mir Probleme bereitet. Die Gewissheit kommt in mir hoch, dass der abendliche Besuch einer »Chop Bar« am Vortage, einem einfachen ghanaischen Restaurant, in dem die Speisen nicht immer mit der größten Sorgfalt zubereitet werden und vor allen Dingen nicht so stark auf die Hygiene geachtet wird, wie wir es nach europäischem Standard gewohnt sind, kein guter Einfall war. Mein Magen zieht sich zusammen und auseinander. Die Toilette ruft! Durchfall, Verstopfung, das volle Programm! Jetzt ist auch mein Münchener Kollege aufgewacht, fängt an, mir eine Moralpredigt über das Essen zu halten. Ich solle doch besser darauf achten, was ich zu mir nehme, damit solche Durchfallgeschichten nicht mehr vorkommen und ich ihm nicht jede Nacht den Schlaf raube. Ich bin nämlich Derjenige, der später ins Bett geht, der ständig in der Nacht aufwacht, um seinem Harndrang nachzugeben, und der Erste, der morgens das Bett verlässt.

Meine Person stellt wohl nicht den Traummitbewohner dar, mit dem man sich unbedingt das Bett teilen will, zumindest hier in Afrika.

Aber er hat keine andere Wahl. Diese Unterkunft ist die einzige Bleibe für die Freiwilligen aus Deutschland. Und dieses Jahr überschneiden sich die Aufenthalte zweier Deutscher zum ersten Mal.

Warum muss das auch immer mir passieren? Meinem Magen geht es nach dem Toilettengang immer noch schlecht, ich bin aber in der Lage, ein zweites Mal einzuschlafen. Drei Stunden später wache ich erneut auf. Ich mache mir fast in die Hose! Rasend stürme ich aus der Tür

hinaus und bewässere die nächstgelegene Pflanze. Erleichtert denke ich mir, dass die Blumen hier in absehbarer Zeit kräftig gedeihen werden.

Einschlafen kann ich nicht mehr. Eine Stunde später fängt auch schon ein Hahn an zu krähen, der künstliche Weckton meines Handys. Das Zeiteisen sagt 5.00 Uhr, Zeit die Federn zu verlassen.

Ich möchte duschen. Das ist in der Regel das Erste, was ich am Morgen tue. Ich nehme mir meinen lila Eimer hervor, doch dieser ist leer. Ich schaue in den ersten Vorratsbehälter - gähnende Leere! Mein Blick wandert in den zweiten Behälter, doch auch hier ist kein Wasser zu finden! Himmelarsch und Wolkenbruch, es ist ja überhaupt kein Wasser mehr da! Eine halbe Stunde lang beschließe ich frustriert, gar nichts zu tun, setze mich aufs Bett und ärgere mich schwarz.

Gegen 5.30 Uhr neigt sich die Nacht ihrem Ende entgegen, die Sonne geht auf.

Florian und ich holen Wasser. Nichts Gutes denke ich mir beim Kontrollblick in den Kübel. Es scheint so, als ob kleine Tierchen eine morgendliche Badesession in unserem Duschwasser veranstalten! Und mit dem Wasser soll ich mich waschen, frage ich mich, als nach 20 Minuten das gesamte Wasser für den Haushalt geholt ist?

Aber irgendwie muss man sich ja einer gewissen Körperpflege unterziehen! Somit wird es eine Dusche nach dem Typus, ich habe mich zwar gewaschen, fühle mich aber trotzdem nicht sauber. Afrika versucht mir heute wieder einmal das Leben schwer zu machen. Um doch noch ein halbwegs sauberes und angenehmes Körpergefühl zu bekommen, nehme ich die eigentlich für Babypopos gedachten Feuchttücher und mein Parfum zur Auffrischung.

Jetzt ist erst einmal Frühstück angesagt. Ich bin schon sehr hungrig, da ich seit dem Mittag des Vortages nichts mehr zu mir genommen habe. Gestern Abend bin ich noch extra in den Nachbarort gefahren, um ein halbwegs vernünftiges Vollkornbrot an der Shell-Tankstelle zu ergattern, was eine ganze Stunde in Anspruch genommen hat, denn es sind fünf Kilometer Weg.

Gemütlich setzen wir uns hin.

Denchemuso morgens um 6.15 Uhr. Afrika macht uns gerade das Leben zur Hölle, doch wir können uns nicht beklagen, sind glücklich, denn wir haben Brot und einen leckeren Nutellaverschnitt vor der Nase.

Florian schaut auf das Brot und sein Blick verwandelt sich in eine düstere Miene. Was vermiest ihm jetzt schon wieder die Laune? Es ist die Ameisenfarm, die sich über Nacht auf unserem Brot gebildet hat! Bei anschließender noch näherer Betrachtung unseres Frühstücks stellen wir mit Erschrecken fest, dass das Brot auch noch anfängt, zu schimmeln. Das Brot landet im Mülleimer, weiteres Fasten bleibt mir wohl nicht erspart.

Fünf Minuten später beginne ich mit der alltäglichen Berichterstattung. Ich setze mich ins Büro und fahre den Computer hoch. Der Bericht vom gestrigen Nachmittag über das Heimweh soll noch zu Ende gebracht werden. Doch schon gegen 7.45 Uhr kommt die Sekretärin der Schule hinein und signalisiert mir, dass sie dringend an den PC muss, da sie soviel zu tun hätte. Ich speichere den unfertigen Bericht über das Heimweh auf Diskette ab, bzw. ich versuche es. Merkwürdigerweise scheitert der Speichernvorgang und der ganze Bericht wird unwiderruflich gelöscht. Fünf Stunden Arbeit, die ganz umsonst waren! Frustriert verlasse ich das Büro und suche die Toilette auf, der Durchfall von letzter Nacht lässt grüßen.

Um 8.00 Uhr morgens sitze ich im Klassenraum - alleine! Keiner meiner Schüler kommt seiner Anwesenheitspflicht nach!

Gut eine halbe Stunde später treffe ich einen Grossteil der Schüler in der örtlichen »Chop Bar« an, so dass ich erst um 9.00 Uhr mit dem Unterricht anfangen kann.



Um diese Uhrzeit sind fast alle Schüler eingetrudelt.

Aber was heißt »fast alle«?

Die eine Hälfte meiner Schüler scheint sich noch nicht einmal im Dorf geschweige denn auf dem Schulgrundstück aufzuhalten. Der anwesende Teil der Schüler dagegen zeigt sich heute wahrlich von seiner besten Seite! Völlig demotiviert, laut und unkonzentriert gibt mir meine Schülerschaft den Rest, ein richtiger Unterricht kommt nicht zu stande.

Ich nehme diesen Tag als Anlass für eine furiose Moralpredigt zum Thema Pünktlichkeit. Des Weiteren dominieren Ermahnungen über Störenfriede im Unterricht und nicht gemachte Hausaufgaben. An solchen Tagen bekommt man einfach nur noch das Verlangen, seinen Job hinzuschmeißen.

Doch es gibt Ausnahmen, mit denen der Unterricht durchaus Spaß macht.

Es ist auch wieder einer dieser Tage, an dem ich einfach alles tausendfach erklären muss, zum einen, weil die Schüler mir nicht zuhören, zum anderen weil sie der englischen Sprache einfach nicht mächtig genug sind.

11.00 Uhr, endlich Pause! Die habe ich mir redlich verdient. Doch habe ich nicht viel von ihr, denn die Verstopfung und der Durchfall sind immer noch dabei, mir das Leben schwer zu machen. So verbringe ich eine halbe Stunde, die gesamte Pause also, auf dem stillen Örtchen.

Gut, dass wir unsere eigene Toilette haben. In der Unterkunft der Schüler mangelt es an Toiletten und so sind die Schüler auf die öffentlichen Toiletten des Dorfes, die nicht gerade sehr sauber sind, angewiesen. Die wenig hygienische Behandlung und der Preis von 200 Cedis (ungefähr 2 Cent) hält die Meisten von den Toiletten fern und führt dazu, dass ein Großteil der Schülerschaft den »Busch« als alternative Toilette bevorzugt.

11.30 Uhr, ich begebe mich in den mit vielen Nähmaschinen ausgestatteten Klassenraum der Mädchen. Eine Schülerin ist anwesend! Ich frage sie nach den Anderen.

Die sind gerade in die Mittagspause gezogen, auf der Suche nach etwas Essbarem, antwortet sie mir kühl.

Dabei erleide ich fast einen Nervenzusammenbruch.

Die Pause ist für alle Schüler und mich laut Stundenplan um 11.30 zu Ende, sie fängt doch nicht erst um diese Uhrzeit an! Die Schuld muss ich diesmal auf Seiten der Lehrer suchen, die morgens unpünktlich zum Unterricht erscheinen und ihren Unterricht nicht rechtzeitig schließen und ihre Schüler erst um 11.30 Uhr in die Pause entlassen. Der nächste Lehrer, in diesem Falle der Deutsche, hat dann Pech gehabt und muss warten. Eine halbe Stunde lang – das ist doch wirklich nicht mehr schön!

Besprechung der Hausaufgaben.

Enttäuscht stelle ich fest, dass die Mehrheit ihre Hausaufgaben nicht erledigt hat, besser gesagt, lediglich ein einziges Mädchen kann mit ihren Hausaufgaben glänzen.

Ich komme mit der Moral der ghanaischen Schüler nicht zurecht, verstehe sie einfach nicht. Sie kommen zu spät zum Unterricht, haben keine Hausaufgaben und hören dem Lehrer noch nicht einmal zu. Die Meisten wollen aber allen Ernstes den Absprung nach Europa schaffen!

Mit dieser Einstellung, nie im Leben!

Es verstärkt sich bei mir das Gefühl, dass ich mich in der Schule zum »Affen von Afrika« mache vor dieser Meute fauler Schüler, die nicht gewillt ist, zu lernen.

Auch in diesem Kurs bleibt eine Moralpredigt nicht aus.

Als ich dann irgendwann doch zum Unterrichten komme, muss ich meine Ausführungen tausendmal wiederholen und die Schüler mehrere Male zu Ruhe und Disziplin ermahnen.

Meine vielfach versuchten Erklärungen machen mich müde.

Ich bin todmüde!

Um 14.30 Uhr ist der Unterricht zu Ende. Innerlich mache ich einen Luftsprung.

Ich fühle mich völlig ausgehungert. Kein Wunder, meine letzte Mahlzeit liegt schon etwas länger zurück.

Eine halbe Stunde Fußmarsch, um an ein Mittagessen zu kommen!

Auf dem Campus der Lehreruniversität befindet sich ein Restaurant. Doch werde ich auf dem Weg ständig angeschrieen. Das altbekannte »Obroni-Gebrüll« macht mir wieder mal allzu deutlich, dass ich anders bin, nicht hier hingehöre und auch niemals hingehören werde.

Das Lokal, in dem ich speisen möchte, ist leider aufgrund der Semesterferien geschlossen.

Dumm gelaufen, denke ich mir!

Ein Gang in die Mensa bleibt mir wohl nicht erspart. Die Menüs der UNI sind sehr schlecht! Es bleibt mir jedoch keine andere Wahl.

Mein Weg soll mich zurück zur Schule führen. Die Wolken sehen grau aus. Es fängt an zu regnen. Es schüttet! Ein tropischer Regenschauer mit einer immensen Wucht fegt über Kumasi und Umgebung her. Schnell wird mir bewusst, dass ich mit der Wahl des Schuhwerks, Flip Flops (das sind Plastiksandalen, die in Ghana fast jeder trägt) am Morgen völlig daneben lag. So ist es sehr schwer, durch die matschigen Wege zu gelangen, die nun vielmehr reißenden Flüssen ähneln.

Zu Hause angekommen, wasche ich mich erst einmal.

Mittlerweile ist es 19.00 Uhr und dunkel. Ich lege mich auf mein Bett und hole meine derzeitige englischsprachige Lektüre, einen Roman, der in Nigeria spielt, heraus und fange an, meine Seele baumeln zu lassen. Das Lesen wirkt entspannend auf meine Nerven. Fernsehen wäre auch ganz nett, doch besitze ich keinen eigenen Fernsehapparat.

Das Bett ist bequem, die Lektüre spannend.

Und was passiert?

Keine fünf Minuten vergehen und das Licht verabschiedet sich, Stromausfall! »Lights off«, wie der Ghanaer zu pflegen sagt.

Kein Grund zur Panik, normalerweise dauern diese Stromausfälle 15 Minuten.

Doch als es nach einer geschlagenen Stunde immer noch kein Anzeichen für Strom gibt, kommt die Einsicht, dass es sich um einen längerfristigen Stromausfall handelt.

Meinen Plan, am späteren Abend noch ein wenig am PC zu arbeiten, kann ich vergessen.

Frustriert liege ich auf dem Bett. In Gedanken versunken fällt mir ein, dass ich auf diese Weise das Finale der Fußballeuropameisterschaft in Portugal verpasst habe.

Ich beschließe, an diesem Abend nichts mehr zu tun. Einfach nur noch Ruhe!

Doch geht das hier in Ghana?

Ungestört herumliegen und nichts tun?

Natürlich nicht!

Irgendein Kerl, der uns für seinen besten Freund hält, wird schon bald vor der Tür stehen, darauf kann ich wetten!

Diesmal ist es Ali, ein kleiner nervender etwa zehn Jahre alter Junge, der mir fast jeden Tag einen Besuch abstattet, sofern ich da bin. Heute kann ich ihn absolut nicht gebrauchen, schon gar nicht, als er wieder damit anfängt, dass ich ihm doch endlich ein Fahrrad besorgen soll. Unbarmherzig schmeiße ich ihn raus und fange an, mit der Taschenlampe zu lesen.
Heimweh und das Verlangen nach Elektrizität lassen mich leiden.

Um 22.00 Uhr möchte ich schlafen, diesen bescheuerten Tag einfach nur noch vergessen. Ich mache mich bettfertig und bereite das Moskitonetz vor, doch was passiert?

Zu allem Übel ziehe ich zu stark am Netz, und die ganze Konstruktion samt Nagel, an der das Moskitonetz befestigt ist, kommt aus der Wand auf mich herunter.

Was soll das?

Kann heute irgendetwas bei mir mal nicht schief gehen?

Eine Viertelstunde später ist das Netz wieder befestigt und erfüllt seinen Zweck. Auf Strom kann ich wohl noch lange warten.

Gute Nacht!

VII. Die letzten Tag & Abschied nehmen

1. Abschied von meiner afrikanischen Heimat

Irgendwann einmal neigt sich auch die schönste Zeit des Lebens dem Ende entgegen, irgendwann ist jede Erfahrung zu Ende, irgendwann muss Abschied genommen werden, auch wenn es einem noch so schwer fällt.

Bei mir war es die Rückkehr nach Deutschland. Ich musste zurück, hatte ich nun doch meinen Studienplatz für Geographie in Göttingen sicher.

Die letzten zwei Wochen in Ghana habe ich genossen. Kumasi stand oft auf meiner Route um dort letzte Andenken und günstige Kleidung auf dem Markt zu ergattern. Dort war ich bekannt wie ein »bunter Hund«.

Im Folgenden möchte ich eine typische Szene vom Kleidermarkt in Kumasi schildern:

Ich habe gerade ein körperbetontes weißes T-Shirt mit der Aufschrift »Bacardi« entdeckt und schaue den Händler fragend an: „How much?“

„40!“, kommt es wie aus der Pistole geschossen.

Mein Blick wird misstrauisch.

„40, 40.000 Cedis!“, wiederholt der Händler.

Ich schüttle den Kopf: „15, That's 15!“

„Give me 35!“

Ich lache herhaft und bleibe bei 15.

„Okay, 30, only for you!“

„I'm going to pay 18!“

„25!“

Ich schüttele erneut den Kopf. Meine Miene wirkt aufgeheiterd.

„25, last! Last price!“

Ich fange an zu betteln: „20, please!“

Er scheint nicht darauf einzugehen und wiederholt: „25, last!“

Ich lasse nicht locker: „Please do me a favor, 20, for me, Fufubroni!“

„Ok, I will give it to you for 20, 20.000 Cedis!“

Als ich diesen Handel erfolgreich abgeschlossen habe, mache ich die Bekanntschaft mit einem jungen Herr aus der gegenüberliegenden Verkaufsbude.

Fragend schaut er herüber: „Where are you from?“

Ich antworte: „I'm from Germany!“

Daraufhin erwidert er mir in deutscher Sprache: „Ich wohne auch in Deutschland! Wo wohnst du denn genau?“

„Ich wohne in der Nähe von Bremen“, antworte ich ihm.

„Ich bin auch aus der Nähe von Bremen, kennst du Oldenburg?“

Ich kann es kaum glauben, wie klein doch die Welt ist und erwähne ihm, dass Oldenburg meine Heimat ist.

Der Ghanaer ist in Oldenburg verheiratet, arbeitet dort, lebt aber einige Monate im Jahr in Kumasi und arbeitet hier auf dem Markt.

Die letzten Tage habe ich in Denchemuoso verbracht.

Zu meinem Abschied gab es für mich eine nette, kleine schulinterne Versammlung mit allen Lehrern und Schülern. Ein Abschiedsessen wurde von mir spendiert und es gab eine Tombola mit meinen alten Sachen. Die Veranstaltung wurde mit einem Gebet eröffnet und ich musste zu ghanaischer Musik eine Tanzeinlage vor der ganzen Schülerschaft hinlegen. Meine Schüler schenkten mir einen hübschen, weiß-blauen Batikanzug und einen schönen bunten Schal aus

Kentestoff.

Kentestoff ist ein traditionell, sehr aufwendig gewebter Stoff mit vielen verschiedenen Farben, bei denen aber orangene Farbtöne vorherrschen. Traditionelle Gewänder, wie sie von Ashanti-Königen und den Chiefs der Dörfer bei offiziellen Veranstaltungen getragen werden, bestehen aus diesem Stoff.

Auch wurden mir traditionelle Sandalen überreicht, die zum wirklichen Tragen nicht geeignet sind, da sie viel zu hart sind und nur Blasen an den Füßen verursachen, aber mich immer wieder an meine schöne Zeit in Ghana erinnern.

Die Jungen haben mir, ich darf es eigentlich gar nicht verraten, ein Kondom geschenkt!

Es war ein schöner Abschied und ich war doch ein wenig gerührt über die vielen schönen Abschiedsgeschenke. Ich habe deutlich gemerkt, dass die Schüler nicht nur mir fehlen werden, sondern auch ich werde ihnen fehlen. Sie haben sich in ihrer Rede sehr positiv über meine Art und Weise des Unterrichts geäußert. Vor allen Dingen haben sie meine Geduld mit den Schülern gelobt. Es ist doch ein tolles Gefühl, wenn Bemühungen einem dann doch noch anerkannt werden.

Auch die anderen Dorfbewohner bereiteten mir einen würdigen Abschied.

2. Rückkehr nach Europa

Denchemuoso, Samstag den 09.10.04, morgens um 3.00 Uhr.

Die Welt, ja selbst Afrika, schläft tief und fest. Doch ich muss aufstehen, raus aus dem Bett, in dem ich nie wieder schlafen werde. Der Wecker klingelt, die müden Augen öffnen sich, Traurigkeit kommt in mir hoch. Ein komisches Gefühl macht sich breit. Auf der einen Seite verspüre ich eine Strähne voller Glück, auf der anderen Seite einen Schleier voller Traurigkeit. Die Gefühle wechseln sich ab, machen einen Wettkampf, streiten sich. Heute Abend geht mein Flieger zurück nach Deutschland. Ich muss meine afrikanische Heimat verlassen, werde Familie und Freunde wieder sehen. Ich bin zerrissen, es fällt mir schwer, meine Gefühle in Worte zu fassen.

Ich packe meine Sachen zusammen und räume meine Wohnung auf. Mein acht Jahre alter Rasierapparat, fünf Stücke angebrochener Seife und zwei Tuben Sonnenschutzcreme Faktor 30, die wohl kein Ghanaer braucht, finden bei einem guten Kumpel noch einen Platz. Dieser freut sich sogar sehr darüber. Um 5.45 Uhr umarme ich noch einmal Alex, der für sechs Monate mein bester Kumpel in diesem Dorf war, und setze mich ins Taxi. Die Traurigkeit überfällt mich. Die erste Träne rollt, als sich das ungefähr fünf Jahre alte Gefährt in Bewegung setzt. Ich verlasse Denchemuso. Erst jetzt wird mir klar, wie viel mir dieses Dorf bedeutet.

Denchemuoso ist ähnlich einer Frau, die ich liebe, aber verlassen muss.

Weitere Tränen kullern meine Backen hinunter, während mir abertausend Gedanken durch den Kopf schießen.

„Wann werde ich zurückkommen?“

„Was wird aus dem Projekt?“

„Wird sich der Kontakt zur Dorfbevölkerung halten?“

„Werde ich dieses Dorf überhaupt jemals wieder sehen?“

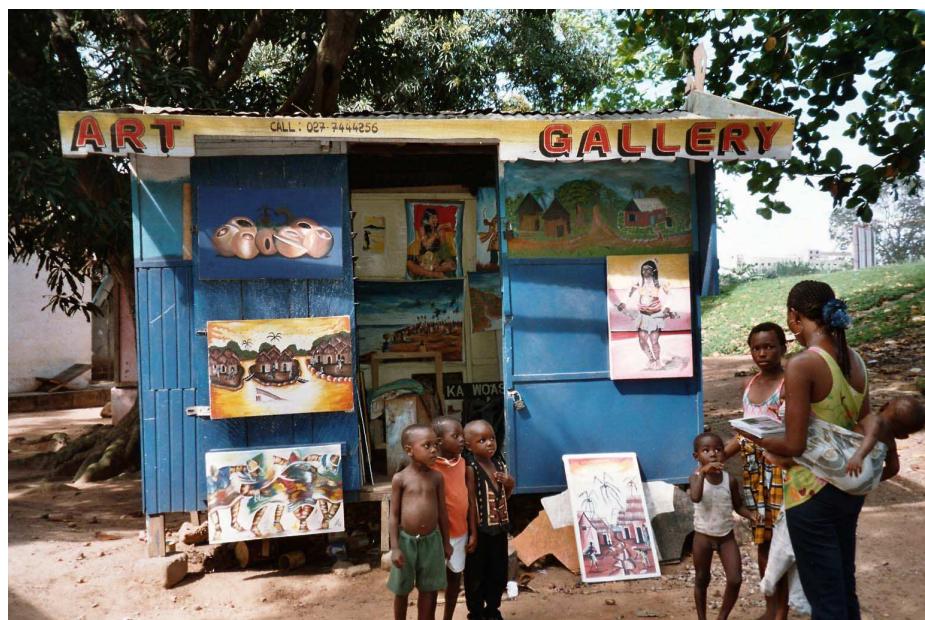
Gedanken, die einen fertig machen und einen zutiefst traurig stimmen. Ich habe mich in Denchemuso heimisch gefühlt, die Leute waren nett und freundlich, das Leben hier fern vom europäischen Luxus so einfach.

Auf der anderen Seite denke ich an den morgigen Tag.

Ich werde meine Mutter wieder sehen, mit meiner Oma essen gehen und am Abend mit meinen Freunden auf alte Zeiten anstoßen.

Um 11.30 Uhr bin ich das letzte Mal in Ghanas brodelnder Metropole Accra. Ich steige aus dem Bus aus und werde schon von mehreren wild umherschreienden Taxifahrern erwartet. Die emsigen Taxifahrer schleichen sich bis in den Bus hinein. Und da sie einen Weißen im Bus erblicken, sind sie noch mehr aus dem Häuschen. Zielstrebig bewege ich mich zu meinem Gepäck, nehme die Last von etwas mehr als 30 Kilogramm auf mich und begebe mich zu einem Buchladen, um ein letztes Buch zu kaufen. Im Anschluss lasse ich mich dann doch auf einen Taxifahrer ein, wie sonst soll ich zum Flughafen kommen bzw. zum Souvenirmarkt gegenüber?

Um Viertel nach 12 Uhr bin ich auf dem Souvenirmarkt. Neun Stunden Zeit habe ich noch Zeit, die in irgendeiner Art und Weise totgeschlagen werden müssen. Die angeforderten Souvenirs, kleine mit viel Sorgfalt und Liebe zum Detail gefertigte Holzschnitzereien, sind schnell abgeholt, damit mir meine Mutter auch ja nicht den Kopf abreißt. Der folgende Rundgang über den Souvenirmarkt bewegt mich noch zum Kauf eines schönen, typisch afrikanischen Bildes, bei dem ich das letzte Mal am Preis feilschen kann. Beim Bildverkäufer bleibe ich eine Weile und lade ihn zum Essen ein.



Am Nachmittag checke ich ein letztes Mal meinen E-Mail-Posteingang. Auch möchte ich noch zwei Erfahrungsberichte loswerden. Auf der Suche nach einem adäquaten Internet-Café lande ich im »Golden Tulip«, einem 5-Sterne-Hotel. In einer Halle, die vor Reichtum nur so protzt und nach westlicher Überflussgesellschaft ausschaut, halten sich einige Geschäftsleute auf. Ich als Rucksacktourist, der sich mit seinen über 30 Kilogramm Gepäck fast zu Tode schwitzt, wirke in dieser Umgebung fast lächerlich. Kein anderer schleppt hier irgendetwas, denn den Neuankömmlingen vom Hotel erwarten an jeder Ecke hilfsbereite Butler. Ich fühle mich wie in einer mir völlig fremden Welt. Fünf Euro pro Stunde fürs Internet ist meiner Meinung nach ein wenig übertrieben, und so mache ich mich schnell wieder aus dem Staub.

Kurze Zeit später finde ich doch noch ein vernünftiges und preiswertes Internet-Café.

Drei Stunden vor dem Abflug mache ich mich auf den Weg Richtung Flughafen, ahne aber nicht, dass der Weg doch noch so weit ist und unter der Last meines Gepäcks fast zusammenbreche. Trotzdem lehne ich ein entgegenkommendes Taxi ab. So mache ich noch die Bekanntschaft eines Security man vom Flughafen, der gerade zu Fuß auf dem Weg zur Arbeit ist und mir beim Tragen behilflich ist. Ein letztes Mal verspüre ich ghanaische Hilfsbereitschaft.

Kurz nach 18.00 Uhr bin ich am »Kotoka International Airport«, wo ich exakt vor sechs Monaten angekommen bin.

Diplomaten mit Kofferträgern bahnen sich ihren Weg zum Flughafen. Weiße und Schwarze, ein sehr internationales Publikum trifft man hier an.

Jetzt gibt es kein Zurück mehr, mit großen Schritten nähert sich mich meiner westeuropäischen Heimat.

Vorm Check-In ziehe ich mir einen Pullover an, eine Jacke, einen zweiten Gürtel und rationiere mein Gepäck noch einmal um. Am Schalter passt es genau, meine Reisetasche wiegt nur noch 20 Kilogramm, schwerer darf sie nicht sein. Auch mein Rucksack hat genau Idealgewicht, dafür tropfen Schweißperlen von meiner Stirn. Die vielen Sachen, die ich am Körper trage, sind einfach zu warm.

Drei Stunden später sitze ich auf einem bequemen Sessel im Flieger KLM Nr. 589 nach

Amsterdam. Wahnsinn, so bequem habe ich lange nicht mehr gesessen. Die Erinnerung an die letzte Fahrt in den Norden, die alles andere als bequem war, kommt in mir hoch. Doch die ist jetzt Vergangenheit. Ich lege die Füße hoch, genieße den Flug und das leckere Essen und denke an die Zeit in Ghana und wie schön sie doch war.

Die kulinarische Verköstigung im Flieger hat es in sich. Um 23.00 Uhr gibt es Abendbrot, am nächsten Morgen um 2.30 Uhr, nach der Zeitumstellung um 4.30 Uhr wird einem schon wieder Frühstück aufgetischt. Morgens um 5.00 Uhr läuft im Fernseher Werbung über den Flughafen in Amsterdam, »Schiphol City«, ein Zeichen, dass es nicht mehr lange dauern wird.

Kurz vor 6 Uhr morgens landet der Flieger ohne Probleme.

Der Flug kam mir sehr kurz vor. Gestern noch in den Tropen, heute wieder in Europa. Die Tür des Fliegers geht auf. Europäische Kälte, im Herbst üblich, zieht herein. Ich will nicht raus, doch ich muss! Ich steige aus dem Flugzeug aus und betrete europäischen Boden.

Zehn Minuten später, ich stehe gerade an der Gepäckausgabe, klingelt mein Handy. Meine Mutter ruft mich an, sie kann mich kaum erwarten. Ich bewege mich in Richtung Ankunftshalle und sehe sie schon von weitem, was vielleicht auch daran liegt, dass Mütter es an sich haben, sich nicht zu verändern.

Wir laufen aufeinander zu und fallen uns in die Arme.

VIII. Fazit

1. Die beste Erfahrung meines Lebens

Nach meiner Rückkehr in meine Heimat Deutschland kann ich ohne Zweifel behaupten, dass mein Aufenthalt in Ghana, in Denchemuso, meiner afrikanischen Heimat, die bisher beste und prägendste Erfahrung meines noch jungen Lebens war.

Das Land Ghana als mein erster Aufenthalt auf nicht europäischem Territorium hat mir am ersten Abend schon sehr gut gefallen. Einen dermaßen positiven Kulturschock hätte ich nie erwartet.

Als ich nach Ghana geflogen bin, sah ich ganz anders aus als auf dem Rückflug. Mein Haar war am Anfang sehr kurz. Zurück nach Deutschland kam ich mit einer langen von der Sonne ausgebleichten blonden Mähne. Meine Haare stehen damit stellvertretend für den Entwicklungsprozess, den ich in diesem Land durchgemacht habe.

Ich habe mich verändert, Ghana hat mich verändert!

Ich habe neue Hobbys und neue Fähigkeiten an mir entdeckt.

Als neues Hobby von mir ist das Reisen zu nennen, dem ich aufgrund der günstigen Fahr- und Hotelpreise im Land ohne Probleme nachgehen konnte. Im Laufe meines Aufenthaltes wurde das Reisen zu einer Obsession von mir, die mich schon morgens des öfteren um 3.00 Uhr aus dem Bett trieb.

So konnte ich viele verschiedene Orte besuchen und mit vielen unterschiedlichen Menschen aus mir fremden Kulturkreisen in Kontakt treten.

Es standen sowohl einige Touristenattraktionen auf meinem Reiseplan, bei denen ich auf Gleichgesinnte gleicher Hautfarbe stieß, ich war aber auch auf vielen kleinen Dörfern abseits der Touristenpfade unterwegs und habe viele noch sehr ursprüngliche und von der europäischen Kultur wenig tangierte Bevölkerungsgruppen kennen gelernt.

Auf meinem Weg öffnete sich mir die ganze Schönheit der Natur. Ich sah unterschiedliche Landschaften, wie z.B. den Regenwald bzw. was davon aufgrund der starken Urbanisierung übergeblieben ist. Die Savanne, in der die Vegetation immer sporadischer wird und der Einfluss der Sahelzone auch mir klimatisch zu schaffen machte.

Zudem habe ich durch meine offene und kontaktfreudige Art den Kontakt zu den Menschen gesucht. Auf diese Weise habe ich einen realistischen Einblick in das Leben, den Alltag, das Verhalten, die Werte und Normen, die Ängste, die Vorstellungen von Europa u.s.w. der einheimischen Bevölkerung bekommen.

Letztendlich hat mir die binationale Beziehung zu einem Mädchen aus dem Dorf gezeigt, wo die Grenzen meiner Anpassung an eine fremde Kultur liegen und wie schwer es ist, eine solche Beziehung einzugehen, so dass diese aufgrund der kontrastierenden kulturellen Unterschiede auseinander gegangen ist.

Ich habe in Ghana gelernt, dass ich mich ohne Probleme an eine noch so fremde Kultur anpassen kann, dass der Vorgang der Anpassung aber auch Grenzen hat. Als Deutscher und als ein von der europäischen Kultur geprägtes Individuum kann ich nicht meine Werte komplett über den Haufen werfen. Meine kulturelle Kompetenz wird niemals ausreichen, mich vollständig an eine fremde Kultur anzupassen. Ich bin und bleibe Deutscher und möchte auch meine Nationalität nicht verleugnen.

Ein neues Hobby stellt das Schreiben dar. Nach drei Monaten Aufenthalt nahm diese neue Leidenschaft ihren Lauf.

Ich habe mich wohl ein wenig schuldig gefühlt, dass meine Freunde und meine Familie allesamt im kalten und grauen Deutschland zurückgeblieben sind, und nur ich mich fern der Heimat auf eine große Entdeckungstour begeben konnte. So habe ich es als sehr wichtig betrachtet, zu berichten, wie das Leben in Ghana ist, welche persönlichen Erfahrungen und Schicksale mir widerfuhren, was mich bewegte und wo ich überall war.

Da Ghana überhaupt nicht mit Deutschland zu vergleichen ist, gab es in jeder Hinsicht viel zu berichten, und der Stoff ging mir nie aus.

Ich hoffe, dass es mir mit meinen teilweise sehr detaillierten Berichten gelungen ist, die Leute zu Hause ein wenig an meinem Leben in Ghana teilnehmen gelassen zu haben, und dass auch sie Ghana etwas kennen lernen konnten.

Einen anderen Anstoß für meine Berichterstattung gaben mir die europäischen Medien, die mehr oder weniger einen negativen Eindruck vom »Schwarzen Kontinent« vermitteln.

Afrikanische Länder scheinen in der Presse nur dann aufzutauchen, wenn sie sich im Bürgerkrieg oder bürgerkriegsähnlichem Zustand befinden. Es ist mir durchaus klar, dass afrikanische Länder mit sehr vielen Problemen konfrontiert werden. Diese sollten durchaus auch angesprochen werden. Ich würde mich aber über mehr positive Berichte freuen, denn Afrika hat auf der anderen Seite auch viele schöne Seiten zu bieten. Politisch stabile Länder wie Ghana tauchen in den Medien so gut wie gar nicht auf. Die wenigen positiven Ausnahmen, einige wenige Reportagen, sind nicht genug, um uns Afrika näher zu bringen. Nicht umsonst wird Afrika der »Schwarze Kontinent« genannt. Dies beweist unsere Unkenntnis und Pauschalialisierung dieses Kontinents.

Mit Hilfe dieses Buches möchte ich dem entgegentreten. Es ist ein Versuch, meinen persönlichen subjektiven Eindruck über dieses Land realistisch zu schildern mit all seinen schönen, aber auch negativen Seiten. Ich hoffe, dass der Leser dieses Buches am Ende meine Erfahrungen ein wenig nachvollziehen kann und zukünftig nicht mehr vom »Schwarzen Kontinent« sprechen wird.

Ghana war für mich auch die erste Erfahrung, als Lehrkraft zu arbeiten, die mich am Anfang meines Aufenthaltes vor eine schier unlösbare Aufgabe stellte, vor allen aus mangelnder Kenntnis der lokalen Sprache Twi. Zudem kam die ghanaische Schülernaltätigkeit, Unpünktlichkeit und Faulheit. Das war am Anfang relativ schwer. Doch habe ich die Schüler, zumindest Einige, in den Griff bekommen und hoffe, dass es mir gelungen ist, ihnen neben Grundkenntnissen der englischen Sprache auch einige deutsche Werte, wie z.B. Pünktlichkeit, vermitteln zu können.

Ein weiteres dunkles Kapitel, mit dem ich zu Kämpfen hatte, waren die tropischen Krankheiten, aufgrund dessen ich 10-mal verschiedene Ärzte konsultieren musste.

Das Gesundheitssystem in Ghana ist in keiner Weise mit dem Europäischen zu vergleichen. Der sogenannte »Brain drain«, also die Abwanderung von gut ausgebildeten Ärzten und anderen hoch

qualifizierten Wissenschaftlern hat sehr negative Auswirkungen auf alle Entwicklungsländer und ihre weitere Entwicklung.

Ich denke und hoffe sehr, dass es irgendwann einmal ein Wiedersehen mit Ghana und Denchemuoso geben wird und ich bin gespannt darauf, wie und in welchem Maße sich meine afrikanische Heimat dann verändert hat.

Kontakt

Wenn Sie, liebe Leserinnen und Leser, Fragen zu diesem Buch oder über Ghana im Allgemeinen haben, würde ich mich über Fragen freuen.

Auch würde es mir sehr am Herzen liegen, eine Rückmeldung, positive und negative Kritik zu diesem Buch zu bekommen.

Sebastian Prothmann
Auguststraße 62
26121 Oldenburg
0441/74362
0551/9953672 (in Göttingen)
0176/24417965
Sebastian.prothmann@freenet.de

Deutsch-Ghanaischer Freundschaftskreis e.V.-Verein für interkulturelle Begegnung
c/o EineWeltHaus e.V.
Schwanthalerstr.80, 80336 München
089/56822367
osei56@t-online.de
Internet: <http://www.dtghf.de>

Spendenkonten:
Deutsche Bank: 1662436 (BLZ 70070024)
Bank für Sozialwirtschaft: 8878300 (BLZ 70020500)